Reisebilder
aus der
Schweiz und Italien.

Von

Friederike Bremer.

Deutsch von Dr. G. Fink.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1861.

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Siebente Station.

In Genf. Gräfin von Gasparin. Merle d'Aubigné. Die Arve und die Rhone. Der Salève. Der Held der Scene. Besuch in den Uhrmacherfabriken. Weiberarbeiten. Eine Arbeiterin. Kirche und kirchliche Angelegenheiten. Intellectuelles Leben. Genf das Paradies der unverheiratheten Frauenzimmer. Calvins Institutionen. Jargonant. Eaux vives. Häusliches Leben. Eine neue Blume. Ein alter Calvinist. Das alte und das neue Genf.

Ein alter Schriftsteller sagt: „Genf ist der Sammelplaz der Reformation, ihr Rom, ihr Jerusalem geworden; und wenn die durch die Alpenpässe oder das Juragebirge herabkommenden Pilger die Stadt erschauten, so vereinigten sie sich zur Absingung der Preis- und Siegeshymne: „„Das ist sie, die kleine Stadt, das neue Bethlehem, wo es Gott gefallen hat seinen Sohn von Neuem geboren werden zu lassen, die Stadt welche er als eine Zufluchtsstätte für Gerechte zubereitet hat.““

Aber daran dachte ich nicht als ich am 15. März zu Wasser nach Genf fuhr. Die Pracht der Scene beschäftigte Seele und Geist. Es war ein herrlicher Tag, kalt aber von unnachahmlicher Klarheit. Lausanne warf mir den freundlichsten Abschiedsblick zu,

und ich erwiderte ihn von ganzem Herzen als ich seine prächtige alte Cathedrale, umgeben von Massen graubrauner Häuser und noch laubloser Wälder, in der Ferne verschwinden sah. Ich war da glücklich gewesen.

Nach dreistündiger Fahrt näherte sich das Dampfboot der Stadt Genf, indem es links in ihre breite Bucht einlenkte. Der See schimmerte wie von Millionen Diamanten, und die große weiße Dame — Montblanc — erhob sich auf dem südlichen Ufer in glänzend weißem Aufzug und großem Pomp, mit ihrem ganzen Hof von Eisgebilden, Pyramiden, Wällen und Thürmen unter dem leuchtend blauen Himmel, in der flammenden Sonne — es war prachtvoll.

Eine Stunde später saß ich in einem hübschen hellen Zimmer, drei Treppen hoch, im Bourg du Four, mit einer Aussicht auf den Salève und den botanischen Garten. Eine freundliche gebildete Dame, die Wittwe eines ausgezeichneten Universitätslehrers, bot mir da eine ruhige angenehme Unterkunft.

Die Gräfin von Gasparin, als geistreiche Schriftstellerin und besonders durch ihr Werk über die Ehe bekannt, stattete mir am Tag nach meiner Ankunft einen Besuch ab. Dieß war liebenswürdig von ihr. Sie ist eine hübsche Blondine, noch jung, mit feinen Zügen — eine einnehmende Erscheinung, mit französischer Ungezwungenheit im Benehmen, viel Leichtigkeit des Ausdrucks, sehr redselig und etwas entschieden. Wir disputirten bald über mehr Gegenstände als man sonst in einer ganzen Reihe von Unterhaltungen bespricht. Aber das machte nichts.

Man kann Leute mit denen man nicht einverstanden ist dennoch gerne sehen und sogar liebgewinnen. Und ich gewann die Gräfin Gasparin lieb wegen ihrer Aufrichtigkeit und Freundlichkeit, und mit innigem Vergnügen acceptirte ich eine Einladung auf ihr Landhaus bei Genf. Ich war auch etwas begierig mit dem Grafen von Gasparin bekannt zu werden, dem Manne der sie zu einer Enthusiastin für die Ehe gemacht hatte. Denn das ist sie; sie behauptet alle Frauenzimmer sollten heirathen, und versichert, die Statistiker haben Unrecht wenn sie nachweisen daß es mehr Weiber als Männer in der Welt gebe. Inzwischen ist das vollkommene Paar, wie man die Gasparin'schen Eheleute nennt, immer ein schöner Anblick auf Erden.

Ich schreibe hier Folgendes aus meinem Tagbuch ab.

Genf, 18. März.

Gestern besuchte ich den berühmten Geschichtschreiber Merle d'Aubigné in seinem Landhaus bei Genf. Die Gegend wo es steht heißt Eaux vives. die lebendigen Wasser, d. h. murmelnde Bäche, Kinder des Flusses Arve oder von gleichem Alpenursprung, die niemals gefrieren oder eintrocknen und diese Gegend in verschiedenen Richtungen bewässern.

Der Geschichtschreiber der Reformation, Merle d'Aubigné, ist ein Mann von kräftiger Gestalt, mit glänzenden Augen und schwarzen buschigen Brauen, ein hübscher würdiger Vertreter des alten Genf, der streitbaren Protestantenstadt. Seine Unterhaltung ist

belebt und bilderreich wie eine lebendige Chronik. Die lebendigen Wasser murmeln heiter durch seine Güter, welche auch die Heimath seiner Kindheit waren, und feuchten seine wunderschönen Bäume. Der Tod hatte jedoch sein Haus heimgesucht, er hatte ihm seine Frau geraubt und mit ihr viel von der Freudigkeit seines Lebens. Aber er hat eine andere Frau in der Göttin der Geschichte, und er beginnt wieder ihren Eingebungen zu lauschen. Er ist jezt mit dem vierten Theil seiner Geschichte der französischen Reformation beschäftigt und hat da ein großes Werk vor sich.

Ueber seiner Hausthüre stehen die Worte: Tempus breve.

Merle d'Aubigné ist als Historiker streng orthodox und glaubt an buchstäbliche Eingebungen. Es mag einen tieferen Theologen geben als er ist, aber kaum einen lebhafteren Geschichtserzähler. Seine Beschreibungen leben. Naturscenen, Personen, Verhandlungen, Alles tritt unter seiner Meisterhand plastisch hervor.

Das Clima ist hier beinahe so veränderlich wie in America. Der Tag meiner Ankunft in Genf war kalt aber schön. Der nächste Tag rauh, windig, im höchsten Grad unangenehm; der dritte ein förmlicher Sommertag, nur zu warm. Am Abend fiel ein kleiner Regen, dann wurde es wieder hell, und der Abendstern Venus strahlte in unbeschreiblicher Schönheit. Dieß ist eine der, wie man sagt, alle acht Jahre wiederkehrenden Perioden, wo die Venus das Sonnenlicht mit solcher Kraft empfängt und zurückstrahlt, daß sie für uns auf mehrere Monate wie ein

Mond wird. Der höchste Glanz soll im April und Juni vorkommen.

Ich machte einsame Ausflüge in der Stadt und Umgegend, um beide aufs Genaueste kennen zu lernen. Dieß ist ein großer Genuß für mich. Gestern am 22. März hatte ich einen herrlichen Spaziergang an der Arve hin um ihre Vereinigung mit der Rhone zu betrachten. Die Arve fließt aus dem Eismeer von Chamouni und ist hier ein ziemlich breiter, sehr kalter Strom, der sich mit rauschenden grauen trüben Wassern bald durch Sandfelder, bald durch fruchtbare Hochlande hinwindet, um welche er tiefe Buchten und Krümmungen bildet. Ich folgte den Windungen der Arve ungefähr eine Stunde lang von der hübschen steinernen Brücke bei dem früher savoyischen Städtchen Carouge an, das jezt als eine Vorstadt von Genf betrachtet werden kann, als ich auf einmal schräg vor mir den hohen Rücken einer braunen steilen Erdwand erblickte, worauf schöne Bäume und Landhäuser standen, und unter welcher die schöne Rhone klar in metallisch grünblauer Farbe dahinfloß, nicht mehr der kleine milchweiße Strom den ich aus dem Schneefelde der Grimsel wie aus einer Wiege hervorspringen sah, auch nicht wie der wüthende Fluß der später aus den Hochlanden herabkommt, ihren schmelzenden Schnee, Massen von Erde, Steingeröll und Holz auf seinen aufgeregten trüben Wassern in den Genfersee bei Villeneuve führend. Denn dort am Schlusse des Rhonethales empfängt der klare See die wilden Bergwanderer in seinem tiefen Schooße. Ein außerordentlicher Kampf entspringt daraus, die Wasser der Rhone und des Gen-

ferfees streiten um die Oberherrschaft; aber die mit Erde beschwerten Wellen werden überwunden; sie sinken hinab, die klaren Wasser kommen oben auf, und die Rhone verschwindet in der Umarmung des Siegers. Hier ruht sie lange in den Tiefen; sie befreit sich von den fremden Elementen die sie während ihrer Wanderung aufgenommen, die ihren Character und ihr Leben gestört haben und — wer kann sagen was in den Tiefen des klaren Sees vor sich geht? Die Rhone ist darin verschwunden; aber sie erscheint wieder auf der andern Seite des Sees bei Genf, und dann so klar, so cristallrein und schön! Sie ist neugeboren, in einem reineren Elemente getauft. Die Farben der Wälder und des Himmels haben sich in ihrem hellen Wasser verschmolzen.

Dieser Tag war wolkig und trübe, dennoch war die Farbe der Rhone unaussprechlich durchsichtig und lieblich. Wenn die raschen grauen Wasser der Arve sich in die Rhone stürzen, so ist die Rhone die mächtigere Natur. Sie hat überdieß ein Läuterungsbad, eine neue Taufe durchgemacht — sie ist ruhig und klar. So eilt sie ihrem neuen Schicksal auf dem Boden Frankreichs entgegen und empfängt in ihrem Schooße die Leuth, die Saone und die wilde Durance, Weinreben in dem französischen Rhonethal bis Avignon befeuchtend, worauf sie plözlich südwärts abbiegt, dem Mittelmeer zueilt und

„Mit ungeschwächter Kraft sodann
An Vaters Brust sich stürzt und stirbt" [1]).

---

[1]) Der Fluß, von Tegner.

24. März.

Ein herrlicher Tag nach einigen Wolken. Ich las unter andern Büchern Pater Gerard's vortreffliche mütterliche Methode, und Nachmittags machte ich einen langen Spaziergang nach dem Berg Salève und nach den Hochlanden der Arve. Diese ganze Seite zwischen Genf und dem Salève, der Grenze zwischen der Schweiz und Savoyen, ist wie ein Garten angebaut, voll von schönen Pflanzungen, Landhäusern und kleinen Meiereien. Die Luft war warm, der tiefe Himmel blau, die Lerchen sangen, und gar manche Blümlein schauten aus dem grünen Wiesengrund hervor. Gelbe Aurikeln sind hier gewöhnliche Blumen die an den Bächen wachsen. Die Arve rauschte laut, und viele Bäche eilten singend dahin um ihre Wasser zu schwellen — die Erde erschien mir in Wahrheit schön.

Und der Held der Scene — hast Du, liebe Leserin, je vom Montblanc sprechen gehört? In diesem Falle weißt Du daß er ein schneebedeckter Berg Savoyens ist, gegen 15000 Fuß hoch, und wenn Du ihn auch nicht in natura zu Gesicht bekommen hast, so hast Du doch im Geist einen Eisriesen seine Krone gegen die Sterne emporheben gesehen. Aber von Genf und der Umgegend aus, von wo man die schönste Aussicht auf den Bergriesen erhält, erschien er bloß als ein ungeheurer Schneehügel mit vielen Terrassen. Seine Masse, seine blendende Weiße, seine glatte abgerundete Form fesseln den Blick mit einer achtunggebietenden Gewalt, die zugleich etwas Beruhigendes und Angenehmes hat, zumal wenn der Riese Abends vom Glanz der untergehenden Sonne

gefärbt wird. Das schöne Profil Napoleons, das man in den höchsten Umrissen des Berges abgebildet sieht und nicht mehr aus den Augen verliert wenn man es einmal bemerkt hat, gibt seiner Physiono- mie eine neue Größe. Vom Quai Montblanc und von der Rousseauinsel aus sieht man es sammt der ganzen Kette der Savoyeralpen vortrefflich.

Ich verbrachte den gestrigen Mittag und Abend auf der Rousseauinsel, in dem lieblichen Haine um seine Bildsäule her sizend oder mich ergehend und die Alpen betrachtend. Sie standen prächtig hervor im goldnen Sonnenuntergang, zumal der Napoleons- kopf, den die Strahlen beleuchteten. Sie schienen mir mit dem Frieden Gottes den Helden zu bescheinen.

Man spricht viel von dem raschen Wechsel wel- chen der Sonnenuntergang in den Alpen hervorbringe. Aber in diesem Augenblick glänzten ihre Gipfel in Gold und Carmoisinroth; im nächsten wurden sie blaß, aschgrau und standen so zu sagen wie eine Leiche da. Und das ist wahr. Aber ich habe nie eine Bemerkung über Etwas gehört was dennoch im höchsten Grad bemerkenswerth ist, nämlich über das Nachglühen, den zweiten Glanz, der ihre höchsten schneebedeckten Gipfel kurz nach ihrer Verdunkelung beleuchtet — eine Verklärung die an hellen Abenden allmählig zunimmt und den Himmel über ihnen bis ins Zenith beglänzt, so daß man zuweilen fragen möchte ob nicht die Sonne von neuem aufgehen wolle, ob dieß nicht das Roth eines neuen Morgens sei. Dieser Anblick ist ein großer Genuß für mich. Ich habe diesen zweiten Glanz, das sogenannte Al- penglühen, zuweilen so gesehen, daß er mich an jenes

zweite Licht erinnerte von welchem unsere nordischen Sagen erzählen und das bis zur Mitternacht währt.

Um Dich mit meinem Gerede von diesen ewigen Bergen und ihrer Schönheit nicht zu langweilen, liebe Leserin, will ich Dir ein für allemal sagen was sie mir sagten, d. h. als ich mit ihnen bekannt geworden war; denn oft genug habe ich mich von ihrer Unermeßlichkeit und ihrer Unbeweglichkeit mehr bedrückt als gehoben gefühlt. Aber jezt befinde ich mich auf gutem Fuße mit ihnen und habe ihre stille Sprache zu den Menschen verstehen gelernt.

Sie stehen in der Natur wie die Propheten des alten Testaments oder, um richtiger zu sprechen, wie die alten Weisen und Lehrer der heidnischen Welt, und deuten auf eine Größe die hoch über derjenigen steht in welcher wir Kinder der Thäler und Ebenen unser Wesen haben. Denn diese Pyramiden sind nicht die lieblichsten Dinge auf Erden — sie sind kein Blumenduft, kein Vogelsang, kein freundlicher Wechsel der Jahreszeiten. Unvergänglich in ihrem ewigen Frieden, werden sie bloß von der Sonne verändert. Die Sonne allein macht sie erglühen und erblassen, und veranlaßt sie uns Bilder des Lebens oder Todes vorzumalen. Aber sie allein empfangen ihre frühesten Strahlen am Morgen und behalten ihr Licht am Abend noch lange nachdem es von uns geschieden ist. In ihrem Schooße erzeugt der Frühling die großen Flüsse welche die Erde befeuchten, das Leben der Städte ernähren und sich verschönend und wohlthuend bis auf den kleinsten Grashalm ausdehnen.

Ich verbrachte ungefähr zwei Monate in meinem hohen Zimmer im Bourg du Four, besuchte die

Uhrmacherwerkstätten der Mädchen, las Calvins Institutionen, lernte die Schriften der lezten educatorischen Größen der Schweiz, Pestalozzi, Gerard, Fellenberg, Frau Necker von Saussure, wie auch verschiedene intelligente und liebenswürdige Bürger und Bürgerinnen kennen die derzeit in Genf leben. Zu diesen gehörten meine freundliche Wirthin und ihre Kinder, die sämmtlich verheirathet sind, aber oft in ihrer Mutter Haus zusammentrafen; ihr Sohn, der junge Pastor Bouvier, ein Tochtermann von Adolph Monod, ist einer der beliebtesten jungen Prediger Genfs und nach meiner Ansicht der einzige Mann von Genie unter ihnen.

In die Uhrmacherwerkstätten wurde ich durch einen Genfer Kaufmann, Herrn Viandi, eingeführt, einen Mann von großer Humanität und seltener Liebenswürdigkeit. Ich hätte, namentlich auch in Bezug auf die moralischen Untersuchungen die ich anstellen wollte, keinen bessern Führer bekommen können.

Wir begannen mit der Mündelschule, wo junge Mädchen drei Jahre lang alle Theile einer Uhr machen lernen. Nach dieser Zeit wählen sie denjenigen besondern Theil worin sie am meisten Erfahrung besizen oder wozu sie die meiste Neigung haben. Nach vollendeter Lehrzeit kann die Schülerin auf augenblickliche Beschäftigung rechnen. Es sind junge Mädchen von zwölf bis achtzehn Jahren; sie sehen recht gesund aus und scheinen in allen Stücken recht gut versorgt zu sein. Jede hat ihr eigenes Tischchen und ihre eigene Fensternische zu ihrer Arbeit.

Die Fabrication der Taschenuhren wird gegenwärtig in Genf in großem Maßstab betrieben. Eine

ungeheure Anzahl wird für den chinesischen Markt gebraucht. Ein wohlausgestatteter Chinese trägt, wie ich mir sagen ließ, auf jeder Seite seiner Brust eine Uhr, um die eine nach der andern reguliren zu können. Reiche Chinesen bedecken ihre Zimmerwände mit Uhren. Diese Uhren haben einen mehr ornamentalen Character und mehr durchbrochene Arbeit an sich als die für Europäer bestimmten. Es leben die Chinesen!

In einer der größten und bestverwalteten Fabriken Genfs werden nur Zifferblätter gemacht, und ältliche, gutgekleidete, gutaussehende Frauenzimmer saßen zu zwanzig und dreißig in reinlichen wohlgeheizten Zimmern mit dieser Arbeit beschäftigt.

„Entleidet es Ihnen nicht immer das Nämliche zu machen?“ fragte ich sie.

„O nein,“ antworteten sie und zeigten mir daß jedes Zifferblättchen fünfzig verschiedene Operationen durchzumachen hatte, bis es fertig war. Dieß hielt die Aufmerksamkeit wach und machte das Einerlei weniger langweilig. Sie arbeiten hier von acht Uhr Morgens bis Abends sechs oder sieben und können etwa fünfzig Franken monatlich verdienen.

„Sind Sie im Stande Etwas für das Alter oder für Krankheitsfälle auf die Seite zu legen?“ fragte ich eine Mutter die schon seit zehn Jahren an der Seite ihrer Tochter da arbeitete.

„O nein,“ antwortete sie; „seit die Lebensmittel so theuer geworden, ist uns das nicht mehr möglich.“

„Auch nicht für eine kleine Vergnügungsreise im Sommer oder an einem Feiertag?“

„Wir denken nie an so Etwas, das würde uns

nicht bloß Geld, sondern auch unsere Zeit und möglicherweise unsere Pläze kosten."

„Ist ein solches Leben nicht mühselig und interesselos?"

„Wir haben die Sonntage zur Ruhe und Erholung, und die Abende zum Lesen oder zu irgend einer andern Beschäftigung. Ueberdieß brauchen wir bei unserer Arbeit nicht beständig daran zu denken."

Sie schienen vollkommen zufrieden zu sein.

Die Arbeiterinnen die gewisse schwierigere Theile der Uhr verfertigen können, erhalten höhern Lohn und können fünf bis zehn Franken täglich verdienen.

Mittlerweile hat diese große Theilung der Arbeit die Folge daß die meisten nicht viel mehr als ihren Unterhalt verdienen.

„Meine Großmutter machte ganze Uhren," sagte seufzend eine alte Frau die jezt mit ihrer Tochter daheim saß und nur einen einzelnen Theil für die große Fabrik machte, „und damals waren die Weiber weit geschickter in der Arbeit und erhielten auch viel höhern Lohn. Es waren wenige, aber sie waren äußerst geschickt. Jezt sind sie zahllos, müssen aber ihre ganze Geschicklichkeit an eine bloße Kleinigkeit verschwenden."

Und so verhielt es sich wirklich so weit es die alte Frau betraf, denn ihre ganze Arbeit bestand darin mit einer dünnen spindelartigen Maschine ein kleines Loch in ein Stahlplättchen zu bohren. Ihre Tochter saß an einer andern kleinen Maschine und machte bloß eine kleine Aenderung an dem Loche das ihre Mutter gebohrt. Und sechshundert solche Löcher

mußten gemacht werden um drei Franken zu verdienen.

Die alte Frau, die aus einer Uhrmacherfamilie seit unvordenklichen Zeiten stammte und deren Großmutter ganze Uhren gemacht hatte, schien mir, als sie so auf ihr einziges winziges Theilchen der Uhr beschränkt dasaß, einer entthronten Uhrmacherkönigin zu gleichen. Man sah deutlich daß ihr Schicksal ihr zu Herzen ging, aber sie ertrug es würdig und mit Ergebung, in Anerkennung daß eine Menge Menschen jezt von dieser Arbeit lebte, die in den Tagen ihrer Großmutter nur wenigen bevorrechteten Personen angehört und sie reich gemacht hatte. Ihre Töchter waren zwei hübsche junge Mädchen mit frischem Lebensmuth. Die eine hatte das Geschäft ihrer Mutter erlernt; die andere hatte sich zu einer Lehrerin ausgebildet.

Die Emailmalerei ist eine verwandte Arbeit, die, wie das Uhrmachen, einem großen Theil der weiblichen Bevölkerung Genfs in mehr als einer Classe eine gute und sichere Existenz verschafft. Man arbeitet zu Hause oder in den Werkstätten; viele wohlerzogene junge Mädchen arbeiten daheim bei ihren Eltern für die Fabrik und tragen dadurch zur Wohlfahrt der Familie bei. Die kleine Uhrmacherwerkstatt und das Arbeitstischchen sind in jedem Dorf und in jedem Bauernhaus bei Genf zu treffen. Die Bauernmädchen arbeiten darin.

Ich habe vom Leben dieser Arbeiterinnen sowohl zu Hause als in den Werkstätten genug gesehen und gehört, um Gott dafür zu danken daß so viele Mädchen, mittelst eines guten und mit keinen Kosten ver-

bundenen Industriezweiges, für sich selbst sorgen und sich eine Unabhängigkeit erwerben können die zu vielem Guten führen kann. Es ließen sich auch manche schöne Beispiele von jungen Arbeiterinnen aufführen die mit ihrem Verdienst ihre betagten Eltern unterstüzen oder die Erziehung jüngerer Geschwister oder Verwandten bestreiten.

Zum größten Theil scheint derselbe jedoch auf Befriedigung der Eitelkeit oder sogar einer weniger lobenswerthen Unabhängigkeit verwendet zu werden.

Die Arbeiterin in der höchsten Bedeutung ihres Berufs und in der ganzen Fülle ihres Lebens ist ein Character den ich hier nicht getroffen habe wie in Schweden.

Ich erinnere mich dort an ein Arbeitstischchen, an welchem ein noch junges Frauenzimmer sizt das vom frühen Morgen bis zum späten Abend, zuweilen sogar bis in die tiefe Nacht arbeitet, weil die Arbeit ihre Freude ist. Ihre Ausdauer und Arbeitsfähigkeit sind wahrhaft erstaunlich, ihr Auge ist beständig, auch wenn sie spricht, auf die Arbeit geheftet, während ihre geschickte Hand den Grabstichel führt und Buchstaben, Zahlen oder geschmackvolle Verzierungen auf Artikel von Gold oder Silber, Chronometer, Taschenuhren, Ringe u. dgl. gravirt. Aber das innere Auge scheint nicht damit beschäftigt; es schaut klar um sich, es umfaßt mit Liebe jede Arbeit, jede Thätigkeit die auf den Vortheil des Vaterlandes oder die Ehre der Menschheit abzielt. Bei der Arbeit sieht sie nur in die nächste Nähe, aber ihr Blick dringt in weite Ferne wenn es sich um die große Arbeit in der Gesellschaft handelt. Ihr Herz schlägt

warm dafür und das Arbeitstischchen hat eine Stelle in diesem Reiche. Wie ausgezeichnet diese Stelle ist, wissen ihre zahlreichen Freunde, aber sie selbst weiß es nicht, die anspruchslose Künstlerin, die gute Bürgerin und Freundin, die edle Arbeiterin — Sophie Ahlbom.

Es fehlt in der Schweiz nicht wie anderwärts an Arbeiterinnen die im Stande sind die Arbeit als Mittel zu einem höhern Zweck aufzufassen und die wahre Stellung der Arbeit in der Gesellschaft zu würdigen. Die Schwestern Rohrdorf in Zürich sind edle Arbeiterinnen in diesem Geiste; aber was im Allgemeinen fehlt, das ist ein reges Gefühl und die Erziehung für diese höhere Anschauung der Arbeit und des Lebens.

Auch etwas Anderes fehlt — eine zugleich belehrende und unterhaltende Literatur für die Werkstätten. Während der stillen Arbeit werden häufig Bücher vorgelesen, aber nicht von der besten Sorte; gute Biographien hauptsächlich sollten in diesen Sälen gelesen werden wo junge Männer und Frauenzimmer so zu sagen sich ihre eigene Zukunft bereiten.

Die Bemerkungen die ich gegen die Mehrzahl der Arbeiterinnen hier gemacht, können mit noch größerem Nachdruck auf die männliche Bevölkerung der Werkstätten angewandt werden. Ich weiß daß ehrenwerthe Ausnahmen unter ihnen vorkommen, aber — ich will ein Mitglied dieser Classe selbst sein naives Bekenntniß ablegen lassen.

Meine gute Wirthin, Frau Bouvier, erzählte mir Folgendes:

Ich ging (sagte sie) gestern Mittag auf die Bastei

um ein Bischen frische Luft zu schöpfen und sezte mich auf eine der Bänke unter den Bäumen. Ein wohlgekleideter junger Mann von respectablem Ansehen saß ebenfalls da und warf den Vögeln Brosamen zu.

Nachdem wir eine kleine Weile schweigend dagesessen, sagte ich:

„Sie lieben wohl die Vögel sehr, mein Herr?"

„Ja sehr. Aber es gibt jezt so wenige gegen früher; man nimmt ihre Nester aus."

„Sie sind vom Lande?"

„Nein; ich lebe in der Stadt, aber — das Land ist jezt sehr schön."

„Ja, und die Leute sagen man sehe einem ungewöhnlich reichen Herbst entgegen."

„Ja; die Weinpreise sind bereits gefallen."

„Es ist immer etwas Gutes wenn die Lebensmittel im Preise fallen; aber was den Wein betrifft, so ist es besser wenn der Preis immer etwas hoch bleibt, weil die Leute dann weniger trinken."

„Ei was könnte auch der Arbeiter ohne Wein machen? Glauben Sie mir, der Wein ist ein Bedürfniß für ihn; ich weiß es. Er hat nicht immer viel zu essen, und dann gibt ein Tropfen Wein ihm Kraft und Muth."

„Aber er gibt ihm eine falsche Kraft, und hernach wird er nur um so schwächer. Wenn er statt des Weins eine gute Nahrung kauft, wird er dabei nicht besser bestehen?"

„Ja, das ist ganz wahr. Aber Sie sehen es ist einmal so; es geht Einem im Leben nicht immer nach Wunsch; man hat eine Betrübniß, einen Kum-

mer — und dann erfreut ein Tropfen Wein das Herz wieder."

„Ei, leiden Sie denn auch an Kummer, mein Herr?"

„Ja, Madame, ich habe Kummer; ich habe mit einer Person aus meiner Bekanntschaft einen Zank gehabt."

„Mit einem jungen Frauenzimmer?"

„Ja, Madame."

„Ei das wird bald vorüber sein; es wird wohl bald wieder Alles ins Geleise kommen."

„Nein, nein, es ist an keine Aussöhnung zu denken, denn sie verlangt daß ich den ersten Schritt thun soll, und das kann und will ich nicht thun. Nein, nein, es ist Alles vorüber."

„Aber wenn Sie Unrecht haben, so sollten Sie sich nicht weigern es einzugestehen."

„Ja, aber Sie sehen, alle Mädchen sind cokett; es sind immer Herrn da die ihnen schmeicheln, schöne Redensarten an sie verschwenden und ihnen Lügen vorschwazen — aber das konnte und wollte ich nicht thun, vielleicht lerne ichs noch einmal."

„Aber wenn Ihre Geliebte Ihrer unwürdig ist, so müssen Sie sie zu vergessen suchen."

„Das ist nicht so leicht — das ist nicht so leicht, und ich befinde mich jezt in einem solchen Gemüthszustand daß ich mich in den Graben dort stürzen könnte."

„Alles dieß kommt daher weil ihr Leute von der arbeitenden Classe — denn ich sehe wohl daß Sie dazu gehören — keine Religion habt."

„Das ist sehr wahr, Madame; man denkt nicht

an solche Dinge. Ich habe den ganzen Tag Scheiben geschossen um mich zu trösten."

„Und das hat Ihnen gewiß nicht viel Beruhigung gebracht?"

„Nicht die geringste. Aber sei es was es wolle, man muß sich zerstreuen, sich aufheitern — das ist es was wir Bildung nennen. Man muß immer ein Vergnügen als Ziel vor sich haben."

„Sie können aber doch nicht immer das Vergnügen als Lebensziel vor Augen haben?"

„Doch, Madame, es ist wirklich so; man muß immer an den Genuß denken — das nennt man Bildung; aber es hat im Ganzen verdammt wenig damit zu schaffen; die Mädchen wollen schöne Kleider tragen und dem Vergnügen nachziehen; die Männer gehen in ihre Gesellschaften und amüsiren sich, während ihre Weiber bei den Kindern daheim bleiben und zuweilen Mangel und Noth leiden. Aber so ists — man denkt vor allen Dingen an's Vergnügen und sonst an nicht viel Anderes."

„Sie sind Arbeiter?"

„Ja, aber ich stelle mich gut — ich habe einen schönen Verdienst."

„Ich glaube daß Sie gut stehen und gute Fähigkeiten haben, und ich merke wohl daß Sie dieselben anzuwenden wissen. Ich wünsche von ganzem Herzen daß Sie dieser Einsicht gemäß handeln mögen, weil Sie dann nicht vergebens nach Trost und Kraft suchen werden. Leben Sie wohl!"

„Adieu, Madame, ich danke Ihnen."

Ich durchlas in den lezten Wochen Calvins großes Werk: Institution chrétienne, oder ich sollte vielmehr

sagen, ich habe mich hindurchgefochten, denn die Lectüre dieses Werkes ist ein wahrer Kampf und das Werk selbst ist ein Kampf, ein unaufhörliches Gefecht in Phalanxen von zwanzig und dreißig Paragraphen und Argumenten, eben so vielen Einwendungen und noch mehr Antworten, mit Rücksicht auf alle Arten von Lehren, Dogmen und Secten. Manichäer, Arianer, Servet (dieser schlechte Kerl ist ein unreiner Geist!) und ganz besonders der Pabst werden höchst unglimpflich behandelt. Die Stärke des Buches liegt in der Polemik gegen die Abweichungen der catholischen Kirche von den Lehren des wahren Christenthums. Der Styl ist überall kräftig, klar und vortrefflich. Es sind schöne Gedanken und Stellen, in gewissen Theilen eine große logische Fertigkeit, wie z. B. in der Lehre von der Dreieinigkeit, ebenso eine große sophistische Kunst in der Behandlung der Taufe, dann aber viel Dunkel und Einseitigkeit in der Behandlung der Gnade; ein eben so großer Mangel an menschlichem Gewissen und menschlicher Güte in seiner Prädestinationslehre, welche Calvin auf abgerissene Stellen der Bibel basirt, und ein solch selbstgefälliges Versinken in seiner Schilderung des scheinbar Guten der in Verderben und ewige Qual geworfen wird, daß mir der Sprung von Calvin zu Helvetius, Diderot und Compagnie ganz natürlich erscheint. Zwischen diesen Männern und Calvin steht Rousseau als ein wohlthuender glänzender Leuchtthurm, und verdient sein schönes Denkmal in Genf, auf seiner grünen Insel.

Nachdem ich mich ein paar Stunden mit Calvins kieselharter Logik und seinen Widersprüchen in dieser

unvernünftigen Lehre abgequält, wurde ich überdrüssig und melancholisch. Ich ging also aus, um die milde frische Frühlingsluft und Gottes Güte darin einzuathmen. Zu welchen schrecklichen Albernheiten führt nicht die blinde Verehrung des Buchstabens der Schrift! Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig, spricht der Herr.

Calvins Briefe, welche der junge Professor J. Bonnet vor Kurzem herausgegeben, sind gleichfalls unentbehrlich für das rechte Verständniß seines Characters. Sie haben mich bis auf einen gewissen Grad mit ihm ausgesöhnt. Man erblickt darin eine Seele welche in Wahrheit von einem einzigen Gedanken und Gegenstand besessen ist — der Ehre Gottes [1]). Dieß gab ihm dieselbe ruhige und sichere Haltung in Gegenwart von Königen und Königinnen wie vor den Niedrigsten des Volkes. Er erkannte bei allen nur eine einzige Würdigkeit an, nämlich daß sie würdig seien bei Gottes Werk mitzudienen, das nach Calvins Schäzung der Fortschritt der Reformation war. Alle wurden demgemäß zurechtgewiesen und ermahnt. Dem Prinzen von Condé wurde ein ernstlicher Tadel ertheilt, weil er sich den Damen angenehm mache, wodurch er lächerlich werde und in Folge deß die Interessen Gottes benachtheilige. Die fromme und edle Herzogin Renata von Ferrara mußte sich sagen lassen daß sie jezt für die Gleich-

---

[1]) Ein Beweis dafür ist auch Calvins ausdrückliches Verbot ihm ein anderes Denkmal zu errichten als einen Stein auf sein Grab. Man kennt in Genf den Fleck Erde der seinen Staub bedeckt nicht mehr.

giltigkeit zu büßen habe welche sie in ihrer Jugend gegen den Dienst Gottes bewiesen.

In Bezug auf das Bluturtheil gegen den unglücklichen Servet ist Calvin offenbar nicht frei von Privathaß. Aber so finster waren diese Zeiten und so sehr war man daran gewöhnt die Kezer in den Flammen sterben zu sehen, daß nur sehr wenige Stimmen in der protestantischen Schweiz und in Deutschland gegen die Hinrichtung Servets protestirten. Die Mehrzahl billigte sie — sogar Melanchthon — so wenig verstand man damals die Heiligkeit des Gewissens und das Recht ehrlicher Meinung. Calvin hat der Stadt Genf sowohl im guten als im bösen Sinn seinen Stempel aufgeprägt, und die Stadt die gegen Rom protestirte ist noch immer unduldsam, hart und dogmatisch — das Rom des Protestantismus. Aber die strengen Calvinisten sind dennoch jezt schwach an Zahl, und das Zeitalter Calvins ist, Gott sei Dank! vorüber.

Viel lieber als die Bekanntschaft mit Calvin war mir diejenige die ich mit den großen Lehrern der Schweiz machte; denn die Worte des Dichters sind wahr:

Den andern Völkern stets ein groß Exempel,
Warst, schöne Schweiz, du der Erziehung Tempel.

Und kein Volk hat der Menschheit größere Lehrer in dieser Art gegeben. Pestalozzi ist eine europäische Berühmtheit. Sein Herz enthielt einen Himmel von Liebe und Güte.

Das Eigenthümliche seiner Methode, die ich indeß zu wenig kenne, scheint mir in der Art und Weise zu bestehen wie er die Aufmerksamkeit des Schülers

anregt, sein Beobachtungsvermögen entwickelt und ihm das Gelernte zu klarer Anschauung bringt. Z. B. er pflegte in seinem Institute zu Yverdun die Schüler vor einem kleinen Bilde der Stadt zu versammeln, und nun mußten sie ihm sagen was sie darauf bemerkten. Hierauf nahm er sie auf einen der umliegenden Berge und zeigte ihnen dasselbe Bild in seinem wahren Verhältniß zu der Umgebung. Pestalozzi's Institut zerfiel nach kurzem Erfolg; seine Schüler wurden zerstreut, und er selbst endete seine Tage halb wahnsinnig vor Kummer in einer Hütte auf dem Jura. Von seiner Methode wird nicht mehr gesprochen, aber gleich dem Safte, der, wenn auch ungesehen, durch alle Zweige des Baumes kreist, währt seine Art zu lehren und die Richtung die er allen Zweigen des Unterrichtswesens gab noch immer fort. Mancher hat die gute Entwicklung seines ganzen Lebens seiner Berührung mit ihm zu verdanken.

In einem Gespräche mit Pestalozzi erhielt C. F. Ritter den Impuls der seine edle wissenschaftliche Thätigkeit bestimmte, welche uns die Erde und die verschiedenen Theile der Welt in einer plastisch sichtbaren und begreiflichen Form darstellte. In vielen Beziehungen war der Geist Pestalozzi's dunkel, unpraktisch, einfältig und sogar kindisch; aber er hatte schöpferische Gedanken.

Solche hatte auch Pater Gerard, welcher den Einfluß der Mutter zum Hauptmittel für die innere Entwickelung des Kindes und die Mutter auch zur Hauptlehrerin desselben zu machen wünschte [1]). Kein

[1]) Pestalozzi wünschte dasselbe und erstrebte es in seinem schönen Volksbüchlein: Lienhard und Gertrud.

Mann und keine Frau hat den Beruf der Mutter tiefer erfaßt oder schöner besprochen als dieser Franciscanermönch in Freiburg. Dieß kam daher weil ihm noch als graugköpfigem Priester seine eigene Mutter als Ideal aller Vortrefflichkeit vor Augen stand.

„Ich sah sie," schrieb er, „von fünfzehn Kindern umgeben, sah wie sie alle mit derselben Liebe, derselben Sorgfalt umfaßte, und inmitten ihrer häuslichen Beschäftigungen fand sie noch Zeit ihnen einen so lebhaften und so erfolgreichen Unterricht zu ertheilen, daß der gelehrteste Erzieher daraus hätte lernen können. Ihr Unterricht wurde in Wahrheit Erziehung."

Diese Methode der Mutter war so vortrefflich und stand in seinen Augen so hoch, daß er das Wort auf die Vorsehung anwandte und dieselbe nicht als väterliche, sondern als mütterliche bezeichnete. Die mütterliche Vorsehung ist ein Lieblingsausdruck von ihm.

Diese natürliche Methode seiner Mutter glaubte er in seinem Cursus der Muttersprache bloß entwickelt und sistematisirt zu haben. Seine Unterrichtsmethode nennt er die mütterliche Methode. Dieses Werk, das von der französischen Academie den Preis erhielt, verdient von allen Müttern studirt zu werden. Gerard's Wahlspruch lautete: „Worte für Gedanken — Gedanken für das Herz und das Leben."

Der neueste und wichtigste Theil von Pater Gerard's mütterlicher Methode scheint mir die Grammatik der Ideen zu sein, worin er die Mutter oder den Lehrer in den Stand sezt das Kind durch eine organisirte Gruppirung von Ideen und eine

Erklärung der sie bezeichnenden Worte in das Reich des Gedankens und gesellschaftlichen Lebens einzuführen. Diese Lection der Ideen oder die höhere Grammatik ist durch verständige Winke und Beispiele nicht sowohl vollendet als angezeigt, aber dennoch deutlich genug, damit der gründlichere Denker Muth bekommt den Faden aufzunehmen. Dieser würde, wenn gehörig gehandhabt, jungen und auch ältern Leuten eine unschäzbare Hilfe leisten um sich durch das Labyrinth der Welt hindurchzuarbeiten, und er scheint mir ein wahres Erforderniß in der Erziehung zu sein.

Seine vortreffliche Methode, sein liebenswürdiges Benehmen, seine Liebe zu Kindern — in allen diesen Punkten war er ein zweiter Pestalozzi, nur mit schöneren Plänen und einem klareren Geiste — führte ihm eine Menge von Schülern zu. In kurzer Zeit zählte seine Anstalt 500 Kinder. Aber Pater Gerard sprach viel von der Natur und der mütterlichen Vorsehung, dagegen gar Nichts von der unfehlbaren catholischen Kirche und dem heiligen Vater in Rom. Die Jesuiten bekamen Wind davon, und eines schönen Tags wurde Pater Gerard aus seinem Kloster und seiner geliebten blühenden Schule in Freiburg nach einem andern Kloster in einem entlegenen Canton versetzt, wo er sich nicht mit Kindererziehung beschäftigen konnte. Seine Schule in Freiburg wurde bald darauf aufgelöst und seine Zöglinge mußten sich zerstreuen.

Ich habe ein Bild von dem väterlichen Mönche erhalten. Herz und Geist leuchten aus diesen klaren Augen und aus dem ehrlichen heitern Gesichte. Pater

Gerard starb vor zwei Jahren; er erhielt zahlreiche Besuche von den Reisenden.

Von Fellenberg, der dritte im Rang in diesem Triumvirat schweizerischer Schulmeister, war der Gründer des großen Erziehungsinstitutes in Hofwyl bei Bern. Seine Idee war eine harmonische und allseitige Entwicklung des menschlichen Wesens, jedoch mit besonderer Berücksichtigung der Anlagen oder Talente jedes Einzelnen. Seine Anstalt besteht noch und wird von einem seiner besten Schüler nach den Grundsäzen des Meisters weiter geführt.

Frau Necker von Saussure hat bloß über die Erziehung des weiblichen Geschlechts ein großes Werk geschrieben das sowohl in der Schweiz als in Frankreich allgemein gelesen und geschäzt ist. Sie scheint mir ihre Erziehungslehre auf eine tiefere und allgemeinere Grundlage zu basiren als irgend einer von den andern geistigen Baumeistern. Dieß ist der Drang nach Vollkommenheit den sie in jeder Menschenbrust vorfindet, und dieser Drang muß durch die Mittel welche sie liefert geläutert und befriedigt werden. Es ist rührend zu bemerken, wie bereitwillig sie den Weibern alle Mittel erschließen möchte welche dieses höchste edelste Bedürfniß befriedigen könnten, und wie sie sich im Geheimen darüber grämt daß diese in ihrer gegenwärtigen beschränkten socialen Stellung nicht begriffen sein können. Sie sagt nicht und sieht selbst noch nicht wie dieß anders sein kann. Aber sie gibt Eltern und Erziehern edle schöne Winke, und sie ist die beste, freundlichste Trösterin der Lebensmüden und Alten. Die lezten Capitel ihres Werkes machen auf mich denselben Eindruck wie das Alpenglühen.

Es ist Abend und die Sonne ist untergegangen, aber dessenungeachtet tritt man in das zweite Licht und sieht die Röthe einer neuen Dämmerung.

Sie sind jezt alle in die stille ungesehene Welt dahingeschieden, diese Lichtträger auf dem Pfade der jüngeren Generation. Aber gute Köpfe sprechen noch nach dem Tode, sagt das Sprüchwort, und dieß ist im höchsten Sinne wahr, so weit es diese guten Engel der Erziehung betrifft. Oeffentlich oder privatim gehen ihre Arbeiten für die Jugend fortwährend ihren Gang und die Belehrung wird immer mehr Erziehung. Die große Schule des Professors Naville in Genf ist auf die Methode des Paters Gerard gegründet. Und wer zählt die Häuser alle wo Frau von Saussure's Buch neues Leben und neue Anschauungen vom Berufe der Frau geweckt hat?

Viele Vorlesungen sind dieses Frühjahr in Genf gehalten worden. Unter ihnen haben mich am meisten die Vorträge des liebenswürdigen christlichen Archäologen Troyon über die Ueberbleibsel der Wohnungen der ältesten Schweizer und über ihr Leben an den Seen interessirt. Im Uebrigen scheint man in Genf kaum leben zu können ohne jeden Tag etwas Neues zu hören. Die Stadt ist voll von intelligentem Leben der mannichfachsten Art, sowohl in kirchlicher als politischer und wissenschaftlicher Beziehung; es gibt da immer Interessen und Fragen, Vorträge, Ausstellungen und Predigten, woraus man beinahe immer etwas lernen kann. Und wenn Genf wirklich, wie man mir gesagt hat, das P a r a d i e s d e r a l t e n J u n g f e r n ist, so kommt dieß in Wahrheit daher weil sie hier so leicht den Hunger nach

geistiger Nahrung stillen können der bei den Frauenzimmern der Jetztzeit immer mehr gereizt wird, und zu dessen Befriedigung die Unverheiratheten mehr Zeit haben als diejenigen die sich mit einem Mann, mit Kindern und Haushaltungspflichten beschäftigen müssen. Ueberdieß werden die Mädchen in diesem Canton schon mit zwanzig Jahren majorenn und gelangen damit, ob inner oder außer dem väterlichen Hause, zu einem gewissen Grad von Unabhängigkeit.

Dieß ist auch in andern Schweizercantonen und, ich glaube wirklich, sogar in allen der Fall. Dennoch habe ich nirgends von solchen herzinnigen Beziehungen zwischen Eltern und Töchtern, besonders zwischen Vätern und ihren Töchtern gehört wie hier. Ich habe nirgends sonst Töchter gesehen die ihr ganzes Leben so vollständig ihren Vätern widmeten und zugleich nicht bloß im Hause, sondern auch bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten ihre Helferinnen wurden. Frau von Staël's beredte Feder hat die Welt mit der Verehrung bekannt gemacht die sie für ihren Vater hegte. Ebenso wurde der große Haller von seiner Tochter geliebt — deßgleichen der berühmte Saussure.

Unter andern schönen Beispielen dieses herzlichen Verhältnisses in der Jetztzeit habe ich Professor Naville und seine Tochter Rosa aufführen gehört — sie waren Genossen im Leben und ebenso im Tode; ferner den Verfasser der Theopneustie, Herrn Gaussin, und seine Tochter, die zu gleicher Zeit seine getreue Gefährtin und Gehilfin ist.

Dieß überrascht mich nicht. Solche Verhältnisse sind vollkommen natürlich, und man würde sie häu-

figer antreffen wenn die Väter mehr wahrhaft gute und uneigennüzige Erzieher ihrer Töchter, und wenn die Landesgeseze überall billig wären und die Freiheit und Unabhängigkeit förderten.

Ich sprach von Predigten in Genf und ich muß einige Worte über diese und die Prediger sagen. Bei einem der leztern fand ich Talent und Befähigung, aber wahres Genie nur bei dem jungen Bouvier. In der Kirche La Pelisserie, auch die Laienkirche genannt, besteht die Predigt aus freien Vorträgen verschiedener Mitglieder, theils Geistlicher, theils Laien. Ich hörte einmal den Text vom canaanitischen Weiblein mit einer psychologischen Tiefe und Innigkeit behandeln die mich im höchsten Grade ergriff. Jeder neue Redner drang noch tiefer als sein Vorgänger ins Herz der Erzählung ein. Ganz besonders zeichnete sich ein Oberst Tronchin aus; ich lauschte und weinte als wäre ich selbst das Weib gewesen von dem sie sprachen. Bei andern Gelegenheiten war es mit den Vorträgen und der Erbauung mager genug bestellt. Dem Drange des Augenblicks ist zu großer Spielraum gestattet.

Ich hörte mehr als einmal den begabten Prediger wieder den ich in dem Hochthal zu La Lecherette gehört hatte, und zwar immer mit großem Vergnügen, obschon nicht mit so großem wie in dem Fichtenwald unter freiem Himmel. Auch Graf von Gasparin hielt religiöse Vorträge, und zwar vor einer ungeheuren Menge von Zuhörern. Ich war bei einer dieser Gelegenheiten zugegen und ich dankte dem edlen, talentvollen Redner auf's herzlichste, weil er die calvinistische Prädestinationslehre bekämpfte. Mit seiner

Anschauung von der mechanischen Inspiration der Bibel kann ich mich nicht vereinigen und eben so wenig auf seinen Rath die Worte der Bibel quand même glauben; auch finde ich dieß nicht erbaulich. Aber der Mann selbst gefällt mir.

Der Vertreter der strengen Prädestinationslehre ist derzeit in Genf der ehrwürdige C. Malan, der seine eigene Kirche da baute. Seine ungewöhnlichen Talente, wie auch seine hübsche Persönlichkeit und angeborene Würde haben ihm eine bedeutende Anzahl Zuhörer und blinder Anhänger gewonnen. Ich hatte so viel von ihm gehört daß ich seine Bekanntschaft zu machen wünschte, und so ging ich eines Tages in seine Kirche. Er sprach bloß von der Gnade in Christo. Sein Vortrag und seine würdevolle edle Erscheinung machte Eindruck auf mich. Ich wünschte ihn wieder zu hören und noch mehr von ihm zu sehen. Zu diesem Behuf wurde ein Tag festgesezt, und Herr Malan schickte mir als Thema und Vorbereitung eine kleine Abhandlung mit dem Titel: Der freie Wille eines Todten. Daraus ersah ich daß weder ich noch ein anderes menschliches Geschöpf den freien Willen hatte. Ich war so todt wie ein Stock, wie ein Leichnam, aber zu gleicher Zeit mußte ich voll Freude darüber sein daß ich ohne alles eigene Verdienst in die ewige Wonne aufgenommen worden war, während mein Bruder ohne Verschulden in das ewige Verderben gestürzt worden. Nachdem ich dieses Werk gelesen hatte, lehnte ich ein Zusammentreffen mit dem Verfasser ab.

Ich kann aus vielen guten Gründen einen Mann entschuldigen der über gewisse Gegenstände beschränkte

Ansichten hat; aber das kann ich nicht verzeihen wenn man sich an einer Lehre erfreut welche Gott zu dem ungerechtesten aller Väter und die Menschen zu seinen blinden, willenlosen Werkzeugen macht.

Man kommt hier allmählig zur Einsicht daß die einseitige Prädestinationslehre auf eine solche Anschauung von dem göttlichen Character gegründet ist. Malan's Kirche wird jezt nur noch von Wenigen besucht — sie ist in Schutt verfallen und er selbst gleicht Marius auf den Trümmern Carthago's.

Ein Punkt und eine Protestation beschäftigt dermalen das ganze protestantische Genf — nämlich gegen den Catholicismus und jene Uebergriffe. Immer mehr Catholiken fliehen beständig von Savoyen hieher und bauen sich jezt eine prachtvolle Cathedrale. Der catholische Bischof zieht eine immer größere Zuhörerschaft an. Alles das ist ein großer Kummer für die wahren Genfer, und sie sprechen sehr heftig gegen die Eingriffe der Kirche, obschon sie zu gleicher Zeit erfahren daß sie dieselben nicht zu fürchten brauchen. Die Polemik dagegen ist wahrhaft außerordentlich, sowohl in Schrift als in Wort. Aber ich möchte just diese gelehrten protestirenden Herrn fragen, ob es nicht besser wäre zu erforschen was an dem Catholicismus die Ursache seines gegenwärtigen Fortschritts ist, und was so viele edelherzige, so viele denkende und ernste Personen zu dieser Kirche hinzieht. Denn nur Irrthum und Täuschung darin finden zu wollen, widerstreitet sowohl aller Wahrscheinlichkeit als auch der menschlichen Natur überhaupt. Sollten sie nicht untersuchen ob nicht in dieser Kirche Lehren sind welche die reformirte Kirche zu schnell

aufgegeben hat, eben darum aber auch wieder aufnehmen und erläutern muß, bevor sie die römisch-catholische Kirche dadurch überwinden kann daß sie selbst catholisch im höheren Sinn, d. h. universell, allumfassend wird? Ich habe schon lange eine Ahnung gehabt daß solche Schäze, sowohl für das Herz als für den Geist, in der alten Kirche zu finden seien; aber ich will eine bestimmtere Einsicht in diese Gegenstände zu gewinnen suchen. Ich will in Italien nachforschen.

Mit dem vollkommenen Ehepaar, Herrn und Frau Gasparin, bin ich sehr genau bekannt geworden. Sie luden mich häufig zur Tafel und zu Soiréen; ich bat sie um Seelengastfreundschaft, was zu gewähren nicht Jedermann gestattet ist, ihnen aber nicht schwer würde, wenn — sie wollten. Sie nahmen meine Wünsche höchst gütig auf und gestatteten mir den Genuß ruhiger Stunden in ihrem häuslichen Kreise — angenehmer, ernster Besprechungen. In vielen Punkten war es unmöglich mit einander übereinzustimmen, aber ich lernte von ihnen um so besser verstehen, wie viel Gutes sogar in der Anschauung liegen kann welche getreu an der göttlichen Eingebung des Buchstabens der Schrift festhält: ich lernte edle Naturen in dieser Beziehung hochachten.

Der Graf von Gasparin ist ein Gentleman in der besten, vollsten Bedeutung des Worts und der treuen Liebe einer hochbegabten Frau durchaus würdig. In der Unterhaltung und Erörterung ist er unendlich angenehm. Sowohl Mann als Frau arbeiten für das Wohl ihrer Mitmenschen, theils mit

der Feder, theils durch Rath und That in ihren zeitlichen Nöthen — besonders auf ihrem eigenen Gute; denn sie sind reich und verwenden ihren Reichthum auf edle Weise. Wollte Gott es gäbe Viele die ihnen glichen!

Jezt muß ich ein paar Worte über eine Bürgerin Genfs sagen die nicht die mindeste Aehnlichkeit mit der Gräfin von Gasparin oder irgend einer andern hübschen genfer Dame hat, aber willkührlicher herrscht als eine unter ihnen, nemlich von der Bise noire. Hu! ein kalter Schauer überläuft mich an Leib und Seele wenn ich nur an sie denke, und wenn ich mich ihrer strengen Regierung während der lezten vierzehn Tage erinnere die ich in Genf zubrachte. Der Himmel war bleiern, die Erde grau, der Wind eiskalt; die Luft trocken wie pulverisirtes Arsenik und ungefähr ebenso gesund. Die grünen Knöspchen an den Bäumen hielten in ihrem Wachsthum inne. Man blieb zu Hause oder ging mit blauen Nasen aus und kam mit Schnupfen oder Erkältungen wieder heim. Die allgemeine Stimmung verfiel unter die Herrschaft der bise, und ich habe die Ueberzeugung gewonnen daß dieser böse scharfe Wind zum großen Theil das crittelige streitsüchtige Wesen verschuldet wozu die Genfer sich selbst bekennen. Der Genfer kann sehr widerwärtig sein, aber ganz gewiß kommt dieß nur daher weil die bise, diese scheußliche Xantippe, seine Mitbürgerin ist.

In den lezten Jahren mußte der Canton viel über sich ergehen lassen, denn die Regierung befand sich und befindet sich noch jezt in den Händen einer Faction die, unter dem Vorwand des Staatswohls,

den alten Sitten und Gebräuchen ein Ende zu machen sucht und mit dem schönen Worte Liberalismus einen wirklichen Libertinismus verdeckt. Der Führer dieser Faction und derzeitige Beherrscher Genfs, James Fazy, hält ein öffentliches Spielhaus und bereichert sich auf verschiedene minder reputirliche Arten. Seine Vergünstigungen gegen die catholische Partei und ihren Einfluß in der Stadt verschaffen ihm bei den Wahlen eine Mehrheit welcher die ehrlichen Protestanten nicht zu widerstehen vermögen, und überdieß werden die Letzteren, wenn sie einmal nach dem Stadthaus ziehen wollen um in Regierungsangelegenheiten zu stimmen, von einem schnell zusammengerafften Janhagel so pöbelhaft angefallen, daß sie sich größtentheils der Abstimmung enthalten. Mittlerweile herrschen die Philister, und die wahrhaft loyalen Leute seufzen über die Demüthigung der Stadt Genf. Der hübsche neue Wahlpalast hat einen Namen erhalten der den obwaltenden Geist anzeigt, und die Anhänger der Regierung heißen die libertins.

In vielen äußeren Maßregeln scheint mir jedoch diese unsittliche Regierung wirklich die besten Interessen des Volks im Auge zu haben, und darum kann sie sich auch behaupten. Sie führt gegenwärtig in der Stadt große Arbeiten wesentlicher Umgestaltung aus, wobei sehr viele Menschen Beschäftigung finden.

„Sie ärgert mich," sagte ein ehrlicher Altgenfer zu mir, „aber ich muß dennoch glauben daß sie die Interessen der Stadt aufs Beste wahrt."

Wenn dieser Geist der Verbesserung nur die alte Rhoneinsel mit ihren pittoresken Gebäuden und Er-

innerungen aus der Zeit Julius Cäsars unangetastet läßt! Sie bildet einen merkwürdigen Contrast gegen das danebenliegende schöngebaute neue Stadtviertel.

Genf ist gegenwärtig nebst Basel die reichste Stadt der Eidgenossenschaft. Millionäre werden nach Hunderten gezählt. Ich habe mir jedoch sagen lassen daß die Millionäre von Basel zehnmal mehr Millionen besizen als die von Genf.

Am 4. Mai errang die Sonne ihre Macht wieder; die Luft wurde köstlich, und ich vertauschte meine angenehme Wohnung auf der Höhe in Genf mit einem ländlichen Pfarrhaus in der Nähe, in Eaux vives de Jargonant.

Eaux vives de Jargonant, vom 6. Mai bis Juni.

Es war Abend als ich hier ankam. Ein junges Mädchen, dessen liebliche Augen von herzlicher Güte strahlten, führte mich stille auf mein Zimmer. Ich hörte das Plätschern einer Quelle; die Nachtigall ergoß ihren klaren, schnell wechselnden Gesang in den Hainen, die duftigen Syringen bewegten ihre belaubten Zweige vor dem Fenster, und der große Wallnußbaum streckte seine jungen rothbraunen Blätterknospen auf den noch kahlen Zweigen gegen den Abendhimmel empor, während über den stillen grünen Wiesen der Neumond in der Dämmerungsstunde aufging. Es war wundersam ruhig und frisch — wundersam lieblich. Es machte einen zugleich beschwichtigenden und feierlichen Eindruck auf mein Gemüth. Heimat, süße Heimat!

Diese lebendigen Wasser, diese frischen Ströme aus der großen Eisquelle im Alpenschooße, die durch

die ganze Umgebung von Jargonant[1]) murmeln, sind jezt auf diesem Gute beinahe eingetrocknet; aber ich fühle den Athem der lebendigen Wasser in der Atmosphäre, in dem häuslichen Leben worin mein eigenes Leben jezt ruhig dahin fließt. Die heitere Frömmigkeit und Gottseligkeit, die stille Thätigkeit, das innere Leben das hier wie blühender Lenz vorherrscht und alle Mitglieder vereint — die guten betagten Eltern, die jungen Töchter, welche der halbblinden Mutter die Augen und dem hochbetagten Vater, dessen Hände durch rheumatische Schmerzen gelähmt sind, die Hände ersezen; die so freundliche und so muntere einzige Magd des Hauses; der Morgen- und Abendgottesdienst der Alle versammelt; die heitern Mahlzeiten — Alles das ließ nichts zu wünschen übrig.

Wie wohl war es mir da! Wie angenehm mußte mir die Bekanntschaft mit einer so vortrefflichen und glücklichen Familie sein, denn bis jezt haben sich Kummer und Widerwärtigkeit niemals diesem Hause genaht. Die Gebrechen dieser alten Leutchen wurden nicht als Kümmernisse behandelt, sondern mit der größten Heiterkeit von ihnen ertragen.

Der alte Pastor Coulin ist ein Patriarch, sowohl in Erscheinung als in Leben und Character. Seine kurzen Gebete Morgens und Abends sind wahre Perlen in ihrer Art, Perlen des himmlischen Thaues der Alles befruchtet.

Ich blieb ungefähr einen Monat hier. Wie fried-

---

[1]) Nant bedeutet in der alten Landessprache einen kleinen Bach.

lich die Tage vergingen! Das Wetter war herrlich, ich sah die Bäume grün werden, die hohen Wallnußbäume ihre rothbraunen und gleichsam noch nicht erwachten Laubbüscheln allmählig entfalten; ich lauschte dem Gesang der Nachtigall in den dichten Fliederbüschen, unter den blühenden Obstbäumen. Jeden Tag verbrachte ich einige Zeit in einem Hain auf einem grünen Hügel, und da fand ich beinahe immer die Nachtigall in einem Gebüsch, zuweilen ganz nahe bei mir, und sie sang so köstlich daß es eine wahre Herzenslust war. Denn dieses bezaubernde Vögelein scheint die Menschen zu lieben, und sein Gesang gleicht einer Unterhaltung mit den Zuhörern. Von seinen einzelnen Säzen hat jeder seinen eigenen Sinn, und man hat zwischen jedem Saze Zeit sich seine eigenen Gedanken zu machen. Die Nachtigall antwortet darauf — sie spricht Muth und Trost zu, ihre perlartigen Triller wirken unwiderstehlich erfrischend — man trinkt darin den reinsten Champagner der Natur. Ich ging in den Nachtigallenhain zuweilen wenn die Besuche von Fremden mich ermüdet hatten — denn keine Müdigkeit ist ärger als diejenige die der Mensch von seinen Mitmenschen zu erleiden hat — und dann kam die Nachtigall und sang Frieden und Frische in meinen müden Geist. Ich saß dort auch mehr als einmal mit Freunden deren Umgang mein Leben bereicherte. Unter ihnen erinnere ich mich ganz besonders eines Herrn, des Professors Amiel, und einer Dame deren Namen ich nicht erwähnen will; aber das will ich sagen daß noch erfrischender als der Nachtigallensang für mich der Verkehr mit diesem Geiste war der so frisch und frei um sich schaute, mit

diesem Herzen das sich so vollständig der Arbeit widmete Freude und Trost zu spenden. Diesem an Liebe reichen Herzen, diesem thätigen und klardenkenden Geiste hat Genf einen neuen Impuls zu verdanken, der neuerdings seiner weiblichen Jugend aller Classen in dem guten Werke des Fortschrittes und der christlichen Thätigkeit gegeben worden ist.

Abends wurde vorgelesen: Louisens und Nancy's jugendlich frische Stimmen verdoppelten diesen Genuß. Die beiden jungen Schwestern hatte jede ihre besondern Gaben wodurch sie sich selbst und Andern das Leben verschönten. Ich las viel mit Louise und wir machten lange Ausflüge zusammen. Ich lernte die großen schweizerischen Naturforscher, Haller und Bonnet, durch ihre Schriften und Correspondenz kennen. Denn diese zwei großen Gelehrten waren Freunde, und nicht bloß durch die Wissenschaft, sondern auch durch ihre religiösen Ueberzeugungen mit einander verbunden. Es ist sehr interessant in ihren Briefen während Haller's lezter langer Krankheit ihre Bemerkungen über die Macht des Gebetes zu lesen. Sie analysiren dasselbe wie eine Naturerscheinung.

„Es lindert meine Leiden," schreibt Haller; „es gibt mir Ruhe während meiner schlaflosen Nächte und Frieden im Schooße eines unendlich liebenden Vaters."

Bonnet's Palingenesie wurde ein werthvoller Schaz für mich; ich hatte noch nie eine der Naturphilosophie entsprechende Erklärung der Worte gelesen die meinem Gemüth immer so theuer waren, nämlich der Aufforderung das Evangelium aller Creatur zu predigen, noch nie eine auf die Thierge-

schlechter vollständig anwendbare Auslegung der Paulinischen Lehre im Römerbrief.

Bonnet wurde früh blind, weil er sein Gesicht mit Beobachtungen über die Fortpflanzung einiger kleinen Thierarten zu sehr angestrengt hatte. Aber wie weit mehr Einsicht besaß er nicht dennoch als die meisten Leute mit ihren gesunden Augen! Seine Palingenesie ist eine Antwort auf manche tiefe, stille, ängstliche Frage der Seele.

Maine de Biran's biographische Skizzen, herausgegeben von Ernst Naville, erschienen zu dieser Zeit. Ich habe selten eine Biographie die mehr Denkstoff liefert oder eine erbaulichere Einleitung gelesen als die Vorrede des Autors. Die jungen Schwestern und ich lasen bis Mitternacht um fertig zu werden. Die betagten Eltern gingen immer früh zu Bette und empfahlen uns gewöhnlich das Gleiche zu thun; aber wir gehorchten nicht immer.

Zuweilen kam der junge Sohn des Hauses, einer der beliebtesten Prediger von Genf, jezt Pastor von Gerthod, dem früheren Heimathsort des Naturforschers Bonnet, mit seiner hübschen jungen Frau in die elterliche Wohnung, um die Heiterkeit derselben zu erhöhen; manchmal erschienen auch interessante Bekannte aus der Stadt oder den umliegenden Wohnsizen.

Ich habe mich nie so belehrender Unterhaltungen erfreut wie hier und in Genf. Ich schäze die Genferinnen hauptsächlich wegen ihrer häuslichen und christlichen Tugenden. Sie sind unermüdlich in guten Werken. Aber diese Tugenden gehören vorzugsweise der schweizerischen Reformation an.

Eine der schönsten Blüthen dieser Thätigkeit die ich sonst nirgends getroffen habe, ist eine Art von Gesundheitshäusern, maisons de santé, die reiche Leute in der Umgegend der Stadt theils für Kinder, theils für alte Personen der ärmeren Classen gegründet haben. Ich sah eines dieser Kinderhäuser, wo man häufig ein Duzend bleiche kränkliche Kinder unter Aufsicht eines jungen Lehrers finden kann, und auch eines für ältere Leute. Lezteres hat Oberst Tronchin auf seinem Gute gestiftet. Diese Häuser sind bloß für die Sommermonate offen. Die kleinen Kinder spielten unter den Blumen. Die ältern Invaliden saßen oder ergingen sich unter den schattigen Bäumen auf schönen Wiesengründen. Wie wohlthuend war es sie zu sehen und sagen zu hören daß sie sich seit dem Aufenthalte dahier um viel, sehr viel besser befinden! Die frische Luft, die gute, reinliche und gesunde Kost, das sorglose Leben das sie auf einige Wochen führen, da sie das Alles kostenfrei genießen, oder jedenfalls nur sehr wenig bezahlen müssen wenn sie etwas bezahlen können, gibt Manchem frischen Lebensmuth.

Ein besonderes Talent besizen die Genferinnen für das Zeichnen, zumal für das Skizziren, was sie mit großer Sicherheit und Genauigkeit thun. Mit guten Zeichnungsschulen müßte Genf außerordentliche Künstlerinnen hervorbringen. Aber daran ist ein gänzlicher Mangel. Genf besizt einige namhafte Künstler, besonders Landschaftsmaler, und die schweizerische Natur hat keine bessern Maler als ihre eigenen Söhne. Herr Calame nimmt derzeit unter den schweizerischen Landschaftsmalern die erste Stelle ein.

Zu Anfang Juni verließ ich meine schöne gastliche Heimath bei Genf um einen lezten großen Flug in die Schweiz machen. Aber ich muß noch einmal zu meinen jungen Schwestern bei den lebendigen Wassern zurückkehren, ehe ich über die Alpen nach Italien gehe.

Achte Station.

Neuchatel. Eine Heimath auf den Höhen. Carl Secretan. Ausflüge. Die industriellen Hochthäler. La Chaux de Fonds. Locle und Travers. Die St. Petersinsel. Eidgenössisches Fest in Bern. Wieder am Genfersee. Chamouni und St. Bernhard. Ruhe bei den lebendigen Wassern. Lezte Tage in der Schweiz. Monte Rosa. Nach Italien!

Es war ein tiefes Interesse meiner Seele was mich nach Neuchatel zog. Ich wollte dort Carl Secretan, den jüngsten Freund und Mitarbeiter von Alexander Vinet, besuchen. Die Lehre welche Vinet in seinen *evangelischen Reden* verkündet, hatte Carl Secretan unabhängig in seiner *Philosophie der Freiheit* entwickelt, und später in seiner Methode für die Entdeckung der Wahrheit in Bezug auf unsere höchsten Interessen.

Ich hatte zu viel Gewinn und Freude, zu viele Lichtstrahlen aus diesen Büchern geschöpft, um nicht die nähere Bekanntschaft ihres Verfassers zu wünschen. Ich wollte ihm danken und noch mehr von ihm lernen; denn ich suchte noch immer nach einem lezten Wort, nach einem Hauptschlüssel zu gewissen Gedankengängen, zu gewissen innersten Fragen des

Lebens, zu gewissen innersten Kammern, und Secretan's Werke haben mich, mehr als alle andern die ich in den lezten Jahren getroffen, auf den Weg geführt wo ich eine Ahnung, ja sogar die Gewißheit bekam daß dieser Hauptschlüssel zu finden sei. Aber ich wollte ihn jezt mit Hilfe seiner eigenen Augen suchen. Ich war gleich bei meiner Ankunft in der Schweiz in sein Haus eingeladen worden. Ihn dort zu sehen, die Sonne im Arbeitszimmer seines Geistes leuchten zu sehen, wie ich sie auf den Spizen der Alpen gesehen hatte, und das Wort seines eigenen Mundes zu vernehmen, war einer der Zwecke meiner schweizer Reise, und ohne diesen erreicht zu haben, wollte ich das Land nicht verlassen.

Auf einer mit Bäumen bedeckten Höhe über dem Neuchatelersee und nicht weit von der Stadt, an den Ufern desselben, steht ein kleines Haus das sich weiß gegen den blauen Hintergrund des Himmels abhebt. Es ist ringsum von Grün eingefaßt. Unter ihm liegt der klare See, und hinter ihm ein großer Halbkreis, ein unübersehbares Alpenpanorama von der Jungfrau bis zum Montblanc.

Hier in diesem weißen Häuschen auf der Höhe wohnt der Verfasser der Philosophie der Freiheit mit seiner Frau und seinen Kindern. Aber er ist unwohl, er hat eines jener traurigen, räthselhaften Nervenleiden welche immer die Seele stärker angreifen als den Körper und ihre Welt verdüstern. Die athletische Seele in dem athletischen Körper lehnt sich dagegen auf, aber das Nessusgewand klebt wie durch bösen Zauber dem Leibe an; die herculische Stärke genügt nicht um es los zu werden.

Aber glücklicher als Hercules, bewahrt der christliche Philosoph in diesem Falle noch immer Hoffnung, und für jeden Fall die unveränderliche Gewißheit von Gottes Gnade und väterlicher Vorsehung.

Es war mir ein Hochgenuß einige Zeit bei Secretan zuzubringen, wenn auch auf eine andere Art als er und ich erwartet hatten. Mehr als einmal hörte ich ihn schmerzlich klagen daß er in Folge seines Leidens meinen Besuch nicht so benüzen und nicht so mit mir sprechen könne wie er gewünscht hätte.

Aber edler, großherziger Freund! Wenn du mir nicht sagen konntest was du gerne gesagt hättest, so hast du mir doch gesagt was Gott wollte daß du mir sagtest. Welche Philosophie hätte auch für mich den Werth dieser Worte haben können die deine Aufrichtigkeit und dein Leiden aus der Tiefe deiner Seele hervorriefen! welcher Unterricht hätte für mich belehrender sein können als derjenige den du mir mit so seltener und vollkommener Aufrichtigkeit ertheiltest!

Dafür danke ich dir mehr als für alles andere, und doch ist es unendlich viel was du mir in deinen schönen und geistreichen Werken gegeben hast.

In diesen, wie auch in der periodischen Revue Suisse], deren Herausgeber Carl Secretan ist, steht er als Vermittler zwischen zwei entgegengesezten Parteien da die einander unaufhörlich bekämpfen, und deren Vertreter in der Schweiz auf der einen Seite Merle d'Aubigné, Gaussin in seiner Theopneustie und Graf von Gasparin in seinen periodischen Archives du Christianisme, auf der andern der Genfer

Edmund Scherer und seine Mitarbeiter an der Straßburger Revue de théologie sind. Erstere behaupten die buchstäbliche Eingebung der heiligen Schrift, leztere verwerfen sie, und beide Theile gehen zu weit. Die Wissenschaft und das denkende Publicum gewinnen jedoch bei dem Streit, weil er mit Anstand von ehrenwerthen und gelehrten Männern geführt wird. Edmund Scherer ist als Mensch edel und liebenswürdig, aber die unvernünftige und unduldsame Art wie man ihm in mehreren Gegenden der Schweiz entgegengetreten ist, mag dazu beigetragen haben ihn in seinem Benehmen noch unbeugsamer und in seinen Ansichten noch einseitiger zu machen. Zwischen diesen kämpfenden Lagern im Osten und Westen der Schweiz stehen Vinet und Secretan mit der Schule die sie gestiftet haben. Sie sagen nur wenig von der Hülle und den bloßen Formen, aber sie suchen den Kern und die geistige Bedeutung sowohl im Leben als in den Büchern zu bewahren. Ein unabhängiger Denker, Herr von Rougemont, ein Schweizer aus dem Canton Neuchatel, ist neuerdings dieser Partei beigetreten. Ich hatte oft von ihm reden gehört, aber erst in Secretan's Haus lernte ich ihn genau kennen durch sein Buch: Christus und seine Zeugen, ein Werk das in der theologischen Literatur der Jetztzeit eine bedeutende Stelle einnimmt. Es hat mir wohlgethan und mich interessirt durch seine ehrliche Prüfung von Punkten von denen weniger kräftige oder weniger ehrliche Geister sich abgewandt haben würden, und durch den wichtigen Antheil welchen er dem heiligen Geist an der Schaffung der neuen Zeit und besonders der

Kirche der Zukunft zuschreibt. Er ist weder ein vollkommen klarer noch ein ganz logischer Denker, aber er bringt in manche Fragen viel Licht durch seine ehrliche und tiefe Forschung, sowie durch die wirkliche Genialität seines Geistes. Endlich sind H. Geltzer in Basel und Edmund von Pressancé in Paris diejenigen Schweizer die sich an dieses Centrum anschließen und ihre Monatshefte: Protestantische Blätter und Revue chrétienne, zur Erörterung aller wichtigen Punkte im Reiche des Geistes auf einer hohen, wahren, freisinnigen und evangelischen Grundlage öffnen. Solcher Art ist die Stellung der kleinen Schweiz im Reiche des Geistes und Gedankens zwischen ihren großen Nachbarn, Deutschland und Frankreich, und in der Macht des in beiden thätigen Wortes.

Gegenwärtig verspricht Neuchatel in diesem Artikel nicht viel für die Zukunft. Bei der großen allgemeinen Schulprüfung welcher ich anwohnte, wurde der männliche Theil der Jugend streng getadelt wegen seines Mangels an Ernst und Beharrlichkeit in den verschiedenen Studien, denn er ließ nichts von dem heiligen Feuer blicken.

Sämmtliche Kinder des Hauses das ich jezt mein eigen nenne sind von der Natur vortrefflich begabt und erhielten einen Preis in ihren Classen. Die älteste Tochter brachte den höchsten Preis heim den ein Mädchen erhalten kann.

„Wir haben Alle etwas bekommen," jubelten mir die Kleinen entgegen, „und unsere liebe Sophie hat den höchsten Preis bekommen."

Die glückliche Mutter betrachtete ihre Kinder mit strahlenden Augen.

Von Neuchatel aus besuchte ich zwei benachbarte Institute die beide in der Schweiz berühmt sind, Montmirail und Prefargis.

Montmirail ist ein Erziehungshaus das den mährischen Brüdern gehört. Es besteht schon länger als ein Jahrhundert und befindet sich unter dem Schuz der vereinten Brüder noch immer in blühendem Zustand.

Alle Familien, sowohl in der deutschen als in der französischen Schweiz, die einen hohen Werth auf die religiöse Tendenz der Erziehung legen, wünschen ihre Töchter hieher zu schicken. Die vereinigten Brüder stellen in ihrem Unterricht das christliche Leben als das Höchste dar und erklären die Liebeswerke als die wahre Nachfolge Christi. Daher kommt es daß sie unter allen christlichen Secten und in allen Ländern friedlich blühen; daher ihre Thätigkeit in der Jugenderziehung und dem Missionswerk, sowie ihr Erfolg in beiden. Sie verachten die christliche Wissenschaft nicht, aber sie legen das größte Gewicht auf das Gebet und den Lebenswandel.

Gebet und Arbeit scheint mir ihr Motto zu sein. Ihr Glaube an eine specielle Vorsehung (providentia specialissima) für jeden Gläubigen und an eine unmittelbare Leitung unter welcher derselbe in allen, selbst in den geringsten Angelegenheiten seines Lebens stehe, gibt den Mitgliedern dieser Körperschaft einen Frieden der sehr häufig in ihrem Benehmen zu bemerken ist und auch alltäglichen Gesichtern einen Strahl von Schönheit verleiht.

Prefargis ist eine Irrenanstalt die durch ihre schöne Lage und gesunde Luft, sowie durch den liebevollen Eifer ihrer Vorstände für manche Unglücklichen zu einem Bethesda wird. Die Mehrzahl der weiblichen Kranken bestand, wie man mir sagte, aus Gouvernanten: ein wohl beherzigenswerthes Factum in einem Lande wo so viele junge Mädchen sich dem Lehrberuf widmen, ohne durch die höchsten Beweggründe oder entschiedene Anlagen dazu geleitet zu werden.

In Begleitung Secretan's und seiner Frau, einer der edelsten und liebenswürdigsten Damen die ich in der Schweiz kennen gelernt, fuhr ich nach Chaux de Fonds. Die Straße dahin ist ein mühsames, immerwährendes Aufsteigen, aber ihre großartigen Aussichten in die Alpennatur machten sie fortwährend interessant. So stiegen wir bis an die Tete de Rang, in die Gegend der Tannen und des Nordwindes, hinauf und sahen von ihrem Gipfel das waldreiche Lothringen und die Vogesenkette in der blauen Ferne. Der frühe Morgenspaziergang am folgenden Tag über blumenreiche bethaute Wiesen, zwischen Bergseen und waldigen Hügeln, unter Heerden wohlgenährter Kühe, deren Glocken in melodischem Chor erklangen, während die Lerchen ihre Jubelsänge in der sonnigen Luft erschallen ließen — und diese Alpenaussichten um uns her, die immer großartiger wurden je höher wir kamen — ich kann nicht beschreiben wie herrlich das Alles war. Selbst Secretan wurde neubelebt.

Wie ein Städtchen von Nürnberger Häuschen das einer aus der Schachtel nimmt und in steifer

Förmlichkeit auf einen Tisch stellt, liegt die Stadt Chaux de Fonds auf ihrer Hochebene, ohne Bäume und ohne Schönheit, umgeben von kahlen und nicht sehr hohen Hügeln. Man kann nicht leicht eine unlieblichere Lage denken. Nichts desto weniger wohnt hier eine blühende und wohlhabende Bevölkerung von 15,000 Menschen. Die Uhrmacherei ist die Seele ihrer Thätigkeit. Sogar der unfreundliche Character der Landschaft und die Strenge des Climas tragen, wie man mir gesagt hat, zum Erfolg des hiesigen Arbeitslebens bei. Es ist kalt; es regnet oft; die Leute haben keine Vergnügungen außer dem Hause, und so bleiben sie lieber daheim an ihren Arbeitstischen.

Ich hatte der Stadt bloß im Vorübergehen einen Besuch zugedacht, aber die Gastfreundschaft der jungen Gerdtschen Eheleute brachte mich von diesem Plane ab. Ich blieb acht Tage da und genoß von ihnen, so wie von verschiedenen andern gebildeten Personen der Stadt, so viel Güte und Freundschaft, daß ich ihrer stets mit dankbarem Herzen gedenken werde.

Mein Eindruck vom Leben der industriellen Bevölkerung läßt sich folgendermaßen zusammenfassen:

Frisches Leben, frische Arbeit; unter den arbeitenden Classen viel Selbstvertrauen und nicht wenig Leichtsinn. Zu wenig Gedanken an den morgenden Tag und gar keine Gedanken an die Ewigkeit. Aber viel freundliche Gesinnung unter einander und eine glückliche Gemüthsart. Ehen sind zahlreich und werden meistens schon frühe geschlossen; Scheidungen

kommen sehr selten vor. Mann und Weib arbeiten im gleichen Geschäft und verdienen guten Lohn, so daß sie sich leicht fortbringen. Der geschickte Arbeiter baut bald sein eigenes Haus [1]). Die Frauenzimmer verdienen von drei bis fünfzehn Franken täglich, die meisten jedoch weniger als fünf. Sie lieben ihre Arbeit, werden aber dadurch weniger gute Hausfrauen; sie nehmen sich weniger Zeit zum Kochen und zu ihren Kleidern, sorgen oft auch nicht zum besten für ein krankes Kind, eine Vernachläßigung die sich durch keinen Geldgewinn aufwägen läßt. Dieses Arbeiterleben ist sicherlich nicht vortheilhaft für verheirathete Frauen; für die Mädchen schien es mir eine große Wohlthat zu sein; aber ich will in

---

[1]) Die Hochthäler von Neuchatel haben mehrere merkwürdige Geschäftsleute und Bürger hervorgebracht. Einer von ihnen, Herr David Pury, dessen Bildsäule auf einem der Hauptpläze der Stadt Neuchatel steht, war ein armer Waisenknabe den einige Leute aus der Stadt unterstüzten, und wurde durch Fleiß und Genie einer der reichsten Männer derselben. Dankbar für empfangene Güte, vermachte er testamentarisch sein ganzes selbsterworbenes Vermögen, das sich auf fünfthalb Millionen Franken belief, der Stadt. Ein kleiner Zug aus seinem Leben hat mir so schön und lehrreich geschienen, daß ich nicht umhin kann ihn zu erzählen. Einer seiner Commis schnitt sich eines Tags eine Feder und warf sie dann gleichgültig weg. „Warum werfen Sie diese Feder weg?“ fragte sein Principal mild. „Ich will Ihnen zeigen daß sie noch zu einem guten Zwecke dienen kann.“ Er nahm die Feder, verbesserte sie sorgfältig, schrieb damit eine Anweisung auf eine große Summe und überreichte sie dem jungen Manne zum Besten seiner bedürftigen Familie. — Osterwald ist ein Name welchen die Einwohner von Neuchatel unter ihre großen Namen zählen; „vielleicht weil wir selbst klein sind,“ meinte scherzend ein Nationalrath von da.

dieser Beziehung meine liebenswürdige junge Wirthin, Frau Gerdt, sprechen lassen:

„Während meines Aufenthaltes in einigen größern Städten Deutschlands sah ich oft arme junge Mädchen bloß um eines Auskommens willen zu kläglichen Ehen, und viele sogar durch die Unzulänglichkeit eines ehrlichen Verdienstes zu einem schlechten Wandel getrieben. Wenn ich diese unglücklichen Mädchen sah, deren ganze Erscheinung deutlich von ihrem schrecklichen Gewerbe zeugte, so sehnte ich mich sie anzuhalten und zu ihnen zu sagen: Ach, warum ergreifet ihr nicht ein anständiges Gewerbe und sichert euch dadurch eine unabhängige, behagliche Stellung im Leben? Wenn ihr nur wüßtet wie gut, wie wohlthuend dieß wäre!

„Der Anblick dieses Elends unter den Frauenzimmern griff wirklich meine Gesundheit an; Nichts machte mir mehr Vergnügen; ich sah überall diesen geheimen Krebsschaden und wußte nicht wie man ihm abhelfen konnte. Bei meiner Rückkehr glaubte man mich ernstlich krank.

„Hier wurde ich von diesem Anblick nicht betrübt. Hier kann jedes Mädchen sich einen anständigen Unterhalt verdienen. Sie braucht nicht bloß um einer sichern Lebensstellung willen zu heirathen. Sie kann warten bis der Mann kommt den sie hochzuachten und zu lieben vermag, und wenn ein solcher sich nicht darbietet, so kann sie in ihrer eigenen Familie glücklich und thätig leben. Ihre Arbeit erhält sie; sie ist den Ihrigen keine Last, sondern eine Hilfe. Wenn sie auf Abwege geräth, so liegt die Schuld an ihr selbst, aber nicht an ihren Um-

ständen, nicht an der bittern Versuchung des Mangels."

Ich hatte während dieser Zeit das Vergnügen in meinem stillen Stübchen das Tagebuch Lavaters zu lesen und auf solche Art mit diesem von Gottes Licht und Liebe beseelten Geiste bekannt zu werden. Er ist kein starker logischer Denker, wohl aber ein Mann der den Mittelpunkt der christlichen Offenbarung mit einem einzigen Sprunge umfaßt und an sein warmes, tief fühlendes Herz drückt. Daher seine feurige Auffassung der Persönlichkeit Christi als ewiges Leben, ewige Liebe und ewige thätige Kraft; daher sein freudiges Leben in dieser göttlichen Liebe, selbst beim tiefsten Bewußtsein seiner eigenen Unzulänglichkeit.

„Fürchtet Nichts!" ruft er den Bußfertigen zu, „fürchtet Nichts! Euch ist bereits vergeben. Eure Sünden sind bereits getilgt. Gottes heiliger Geist ist bereits in eurem Herzen. Ihr seid Gott theurer als ihr wißt. Gott kann das Wesen nicht hassen das er geschaffen hat. Er haßt bloß dasjenige was sein schönstes Werk zerstört. Dieses zerstörende Element aus der menschlichen Natur auszurotten ist das Werk Christi. Laßt uns glauben und uns freuen, selbst wenn wir tausend- und zehntausendmal gezwungen sind uns selbst zu verachten! Dieses Gefühl der Reue ist heilsam; aber ihr müßt nicht dabei stehen bleiben. Habt Glauben! — habt Glauben! Ein menschliches Wesen für welches der Sohn Gottes ein Wort des Gebets gesprochen hat, für welches er sich selbst ans Kreuz nageln ließ, ist in den Augen Gottes mehr werth als tausend Welten ohne Seelen;

und was bedeutet die ganze Welt in den Augen dessen der jedes Haar auf des Menschen Haupte zählt, der selbst die Sperlinge achtet die zur Erde fallen! Fürchtet also Nichts — nur habt Glauben!"

Ich wollte ich könnte diese Erhebung in Gott über die Mängel und Gebrechen unserer Menschennatur einigen meiner schweizerischen Freunde mittheilen, die allzu sehr in das Bewußtsein der Sünde versinken. Nur dadurch werden sie den Erlöser immer inniger und liebevoller umfassen lernen.

Von Chaux de Fonds ging ich mit meinen freundlichen Wirthen an den Saut du Doubs, sah seinen schönen Wasserfall und seine wundervollen natürlichen Bassins die von Menschenhand wie kreisförmige Colisäen in die Felsen gehauen schienen — ein herrlicher Ausflug an einem prächtigen Tage. Dann ging ich nach Locle, wo die Einwohner eben so leben und arbeiten wie in Chaux de Fonds, und von da in das schönste der Thäler, Val Travers, dessen Bewohner sich von der Fabrication der Maschinen für die Uhrmacherei bereichern, aber für zanksüchtig und widerwärtig gelten.

In Val Travers lernte ich jedoch in meinen gütigen Wirthinnen, einer liebenswürdigen Mutter und Tochter, zwei Ultracalvinistinnen kennen, welche behaupteten daß wir alle, sammt und sonders, „Schlangen" seien; ferner machte ich Bekanntschaft mit Jean Reynauds Erde und Himmel, einem Werke das ich meiner kleinen Bibliothek daheim einzuverleiben gedenke.

Von den Hochlanden des Jura begab ich mich nach Sommerhaus, einem schönen Landgut auf einer

Terrasse am neuchateler See, einer jungen Dame angehörig. Im Canton Neuchatel werden die Mädchen mit neunzehn Jahren majorenn. Mehrere unverheirathete Damen verschiedenen Alters bewohnen ihre eigenen schönen Landsitze um den See her. Freundschaft, die Schönheiten der Natur, Lectüre und Wohlthätigkeit beschäftigen und beglücken ihr Leben. Meine junge Wirthin war eine reiche Erbin, aber deßhalb um Nichts weniger bescheiden und liebenswürdig. Sie lebt bis jezt allein in ihrem schönen Sommerhaus. Ich traf hier eine Schweizerdame die durch Heirath Schwedin geworden ist. Ich kann nicht sagen wie sehr es mich freute mit der Baronin Rammel, einer gebornen Dardel, die gegenwärtig auf Besuch in ihrem Vaterlande weilt, näher bekannt zu werden und einige Tage in ihrer Gesellschaft zuzubringen.

Meine junge Wirthin führte mich auf die Petersinsel. Hunderte von Inseln, schöner und größer als diese, liegen im Mälarsee, aber keine ist so berühmt. Ihre unvergleichliche Umgebung von hohen Alpen und Rousseau's Gedächtniß haben sie zu einem Wallfahrtsort für Touristen gemacht. Sie gleicht einem in grauen Stein gefaßten Smaragd, denn die Berner Regierung hat eine niedrige Steinmauer erbauen lassen auf welcher man die Insel umgehen kann. Schöne alte Bäume krönen ihr hohes Plateau. Das einzige Gebäude auf der Insel, das schon tausend Jahre stehende Kloster Peter und Paul, ist jezt eine Meierei wo auch Fremde bewirthet werden, und wo man sich jezt prächtig mit Erdbeeren und Rahm regaliren kann. Hier war es wo Rousseau wohnte. Sein Zimmer

wird heilig gehalten, d. h. nicht bewohnt. Es hat vier kahle Wände, gänzlich bedeckt mit Namen und Inschriften der Besucher. Eine Zeile unter welcher der Name Pitt zum Vorschein kommt, soll folgendermaßen lauten:

Siege — gleichviel wie!

und nicht weit davon soll eine andere mit der Unterschrift Immanuel Kants stehen, des Inhalts:

Reine Mittel für einen reinen Zweck!

Die Glaubensbekenntnisse eines politischen Parteihauptes und des großen Moralphilosophen!

Der Besucher von Rousseau's Zimmer — das indeß sehr uncomfortabel ist und nur ein einziges Fenster ohne alle Aussicht hat — muß nicht vergessen die Fallthüre aufzuheben und die geheime Treppe zu sehen auf welcher Rousseau seinen zahlreichen Gästen zu entrinnen pflegte. Eine Einrichtung die sehr werthvoll sein dürfte!

An und für sich ist die kleine Insel allerliebst, in Folge ihrer üppigen Vegetation und ihrer einfachen natürlichen Schönheit. Ihre südlichen Abhänge sind mit Reben bedeckt. Die Leute arbeiteten darin: sie puzten die Schößlinge um sie fruchtbarer zu machen.

Ich verbrachte hier zwei Tage lesend, botanisirend, die Luft genießend, die rein und köstlich ist wie Himmelsluft; ich erfreute mich an der Einsamkeit und der Aussicht auf die Alpenkette während des prachtvollen Abendschauspiels von Tod und Wiederauferstehung, des Alpenglühens, das die schneebekleideten Gipfel mit einem durchsichtigen rothen

Glanze färbt, welcher nicht vom Lichte dieser Welt zu stammen scheint. Ich begriff sehr wohl wie glücklich Rousseau sich hier fühlen mußte.

Von da reiste ich nach Bern.

Dort wurde in den ersten Tagen des Juli das große eidgenössische Schüzenfest, mit olympischen Spielen im Geiste der Neuzeit, gehalten. Schüzengesellschaften aus beinahe allen Cantonen waren hieher geeilt und wetteiferten um Preise von tausend bis drei tausend Franken. Ausstellungen, Deputationen, Toaste, Gesänge, Reden, Festmahle, flatternde Fahnen, lustige und feierliche Scenen waren allerwärts zu finden.

Eine Riesenbarake, auf viertausend Personen berechnet, diente als Festhalle. Jeder Canton hatte seine eigene Abtheilung von Tischen und Sizen, und jede Abtheilung ihre eigenen hiezu bezeichneten Wirthe. Der Plaz für das große Preisschießen war die Enge. Die Preise waren in einem Tempel ausgestellt, welchen die Fahnen sämmtlicher Cantone umflatterten. Omnibuse, voll von Leuten die ihren Freunden zunickten, Hurrah riefen, Hüte und Tücher schwenkten, rasselten auf der Straße zwischen Bern und der Enge dahin, durch Staubwolken hindurch, die dem allgemeinen besten Humor keinen Abbruch thaten.

Jeder Canton hatte seinen Theil zu der großen Industrieausstellung in der Stadt beigetragen. Die schönen Asphaltartikel vom Canton Neuchatel und die Stickereien von St. Gallen und Appenzell waren für mich das Merkwürdigste. Es grenzt ans Unglaubliche was die Kunst in diesen Beziehungen zu

leisten vermag — das Unerfreulichste dabei scheint mir die Thatsache zu sein daß diese schönen Kunsterzeugnisse der Liebhaberei für persönlichen Luxus in Kleidern und Möbeln gewaltigen Vorschub leisten. Das kann nicht gut sein. Es gehört dem Heidenthum an. Riesige Draperien von Geweben in schönster Anordnung zeigen was diese industriöse kleine Schweiz in besagten Zweigen nach andern Ländern, nach Ost- und West-Indien, ausführt.

Was mir bei diesem eidgenössischen Feste ganz besonders gefiel, das war sein Geist und Character. Man konnte sich bei einem ungeheuern Familienfreudenfest glauben. Alles war Herzlichkeit, Freundschaft und Jubel. Das Angenehme reichte dem Nüzlichen die Hand. Alle Cantone begegneten sich als Brüder, als Kinder derselben Freiheit, desselben geliebten Mutterlandes, und hier in heiterem und ernstem Verkehr vereint, lernten sie einander besser kennen und den Sinn ihrer Eidgenossenschaft besser verstehen.

Der neue Bundespalast in Bern ist nahezu vollendet und ein prachtvolles Gebäude. Augenscheinlich bemüht sich die Regierung immer mehr ein Centralleben in der Eidgenossenschaft zu entwickeln und sie dadurch zu höherer Einheit und Harmonie zu führen. Und so soll es auch sein.

Ich kehrte von dem großen Familienfest über Freiburg nach den Ufern des Genfersees zurück. In Freiburg besuchte ich Pater Gerards Grab, das mir ein schmuziger Franciscaner aus seinem Kloster zeigte, der stark nach Branntwein roch. Eine schneeweiße Marmorplatte mit einfacher Inschrift bedeckt die Ruhe-

stätte des Kinderfreundes. In der Domkirche zu Freiburg hörte ich die merkwürdige Orgel die, gleich der in Bern, das Donnergeroll, das Geräusche des Windes und Chöre bittender Menschenstimmen nachahmt. Der Organist spielte eine Barcarole.

Während meines neuen Aufenthaltes am Genfersee kam ich abermals nach Montreux und Clarens, sah das Rhonethal bei Bex, besuchte alte und neue Freunde in ihren Sommerhäusern, sowie die Alpenhütten an den Gletschern, von deren eisigen Quellen die guten Hausfrauen selbst den Schnee holten um unsere erfrischenden Getränke zu kühlen. Der Sommer war im besten Gange, die schweizer Natur in ihrem vollen Glanze, und ich dachte bei mir selbst das Paradies sei dennoch auf Erden.

Gleichwohl erschollen eben jezt durch dieses Paradies — die Trümmer des verlorenen Paradieses, sagen die frommen Schweizer — Töne trennender Zwietracht, Wehklagen über Unvorsichtigkeit oder Tollkühnheit, wodurch liebende Herzen getrennt und Tod und Jammer in Familien eingeführt wurden wo das Leben bisher in seiner schönsten Blüthe zu stehen schien. Die Leute stellen ihre christlichen und moralischen Betrachtungen an, aber für solche Kümmernisse weiß ich nur einen einzigen Trost, und dieser liegt in dem muthigen Zuruf: „Fürchtet nicht diejenigen die nur den Leib tödten können!"

Am Ende Juli kehrte ich nach Genf zurück, um von da aus meine lezte Bergreise in der Schweiz, nach Chamouni, auf den Bernhard und den Monte Rosa anzutreten.

Doch zuerst nach Chamouni. Es ist so viel be-

sucht und beschrieben worden, daß ich nur wenig davon sagen werde, und dieses Wenige hauptsächlich nur um Andere von dieser Tour abzuschrecken.

Die freundlichen Eltern Coulin vertrauten mir ihre älteste Tochter, meine junge Freundin Louise, als Reisegefährtin an, denn sie hatte bis jezt das berühmte Eismeer noch so wenig gesehen als ich.

Früh am Morgen des 31. Juli verließen wir Genf. Die schläfrigen kleinen Mägde, die Morgenwinde, ließen lange auf sich warten; endlich kamen sie um die Wolkenmasse auf die Seite zu kehren und auf den Berggipfeln aufzuschichten, aber bei dieser Gelegenheit legte sich der Staub lange nicht, sondern verdunkelte unsere Aussicht.

„Wir werden heute den Montblanc nicht sehen, so viel ist gewiß, und es ist recht Schade," dachte ich, als wir in der Diligence durch eine von Staub und Nebel verdunkelte Atmosphäre den immer enger werdenden Gebirgspaß entlang fuhren.

Aber plözlich schoß eine Eispyramide links an unserem Pfade hervor, dann eine andere und wieder eine andere, und endlich stand der Montblanc in seiner eigenen erhabenen Person, mit einer Nachtmüze auf dem Haupte, da. Als wir jedoch nach Sallenches kamen, nahm der Riese seine wolkige Schlafkappe ab, und zwar, wie ich genau ermittelte, um Louischens schöner Augen willen, und die ganze glänzende Kette in deren Mitte der Montblanc thronte trat in vollem Sonnenglanz gegen den blauen Hintergrund des Himmels hervor.

Wir begrüßten den Anblick voll Freude, nahmen

in Sallenches ein gutes Mittagsmahl ein und reisten weiter.

In einer Staubwolke, zwischen fünf und sechs Uhr Abends kamen wir in Chamouni an und erhielten Zimmer im Hotel de l'Union, am Rande der rauschenden Arve, die durch die ganze Länge des engen Chamounithales dahinbraust, und mit einer Aussicht auf den Montblanc. Aber die Alpen hatten sich wieder in Wolken gehüllt. Gleichwohl entschleierte sich bei Sonnenuntergang erst die eine, dann eine andere Alpensphinx und trat frei aus den Wolken hervor, als stände sie unter dem Zauber der Sonne. Und nun war es wirklich schön die Formen zu sehen die sich allmählig darboten, die Portale und Perspectiven die sich öffneten, die phantastischen Gebilde welche kamen und verschwanden, während Sonnenstrahlen und Wolken in der Höhe mit einander tanzten oder sich herumstritten und eine Alpenspize um die andere, schimmernd wie reines Gold, über die Wolkenregion hinaufschoß, bis die ganze Bergkette vor uns lag mit ihren tiefen Gletschern, ihren scharfen Pyramiden, bis zum abgerundeten Coloß des Montblanc. Louise und ich standen auf einer grünen Wiese im Thal und betrachteten das Schauspiel mit emporgehobenen Augen und Herzen, die immer höher stiegen bis die Sonne untergegangen und das Alpenglühen eingetreten war. Einen schönern Abend in Chamouni hätten wir unmöglich bekommen können.

Aber die Einweihung in die Mysterien der Eisregionen hat noch andere Scenen als diese, und ich will jezt eine von ihnen besprechen.

Es war am folgenden Tag. Wir stiegen durch

den Tannenwald nach Montanvert hinauf. Hier sieht man das sogenannte Eismeer vor sich, einen breiten, aus den höchsten Alpen entsprungenen Strom von Eis und Schnee, der sich zwischen hohen Bergketten in's Chamounithal hinab ergießt, wo unter seinen eisigen Thoren der Fluß Arveron hervorkommt. Ich sage „sich ergießt," weil der gefrorene Fluß von den Höhen hinab ins Thal gleitet, und diese eisigen Massen sich überdieß, wie man weiß, in einem Zustande immerwährenden Voranschreitens befinden.

Von der Höhe von Montanvert herab sahen wir das Eismeer, auch der Montblanc der Damen genannt, prächtig in der Morgensonne glänzen und eine Gesellschaft von Herren und Damen nach der entgegengesezten Seite hinaufgehen. Es sah sich ganz harmlos und angenehm an. Warum sollten wir nicht dasselbe thun? Unsere Führer sprachen uns zu, jedoch mit einer gewissen Behutsamkeit in ihren Ausdrücken. „In einer halben Stunde könnten wir über das Eismeer kommen. Hernach hätten wir ungefähr eine Stunde lang einen etwas schwierigen Weg in den Bergen bis zum Hute — aber einmal dort bekämen wir einen großartigen Anblick, und dann wäre auch jede Gefahr und Schwierigkeit vorüber," und — die Führer hätten einen doppelten Tagelohn verdient. Von diesem lezten Erwägungsgrunde sagten sie jedoch Nichts, obschon er für sie allein maßgebend war.

Ich ließ mich durch den Gedanken einer näheren Bekanntschaft mit den Schönheiten und Gefahren des Eismeeres verlocken und entschloß mich zu der ge-

fährlichen Reise. Aber wie bereute ich's als ich mitten auf dem Weg entdeckte von welcher Art sie war! Denn man lief nicht bloß beständig Gefahr beim Hinanklimmen über die eisigen Wogen auszugleiten und zu fallen, sondern man kam auch jeden Augenblick an den Rand breiter Spalten in der Eismasse von zwei bis dreihundert Fuß Tiefe, Spalten über die man wegspringen mußte, ohne einen andern Haltpunkt für die Füße zu besitzen als eine eisige Welle oder eine kleine Erhöhung. Ich war jezt in stiller Verzweiflung über mein Unternehmen, besonders weil ich Louise Coulin bei mir hatte. Wenn diesem jungen Mädchen ein Leid widerführe! Wenn ich nicht im Stande wäre sie wohlbehalten ihren Eltern zurückzubringen! O ich möchte dann nicht mehr leben! Ich dachte ans Umkehren, aber mein Führer versicherte mich wir hätten bereits den schlimmsten Theil des Weges hinter uns; das Uebrige wäre vergleichungsweise ungefährlich. Indeß fiel er selbst mehr als einmal auf unserer schlüpfrigen Bahn.

Mit unsäglicher Angst schaute ich Louisen nach, die mit ihrem Führer vor mir ging, aber so leicht und flink als tanzten sie einen Menuet zusammen. Dieser Führer war ein junger Mann und erst seit einem halben Jahre in die Zunft der Chamounileführer aufgenommen, was mir um so weniger Vertrauen einflößte; aber er war leichtfüßig und flink und in Wahrheit zuverläßiger als mein alter, zuverläßiger, aber sehr schwerfüßiger Geleitsmann. Louisens Führer war ein Cavalier, der meinige ein Bauer. Aber ersterer war nicht bloß jung, kräftig und sicher auf seinen Füßen, sondern hatte auch seine Freude

an dem Unternehmen und dachte nie an Gefahr. Wie anders war es um mich bestellt!

Und als wir uns mitten auf dem Eismeere befanden, und als man mich aufforderte die glänzenden Wände einer breiten Eisspalte zu betrachten, in deren Abgrund donnerndes Geräusch von Wassern zu hören ist, und als man mir zumuthete ich solle den Glanz und die Größe des Eismeeres bewundern, das von diesem Punkte aus bis hinauf zum Gipfel der Berge denen es entstammt zu sehen ist, da war es mir wie einem Verurtheilten der bereits den Strick um den Hals hat und nun auch noch die schöne Aussicht in Acht nehmen soll. Aber ich sagte Nichts; dagegen brach ich auf Louisens heitere Aufforderung Eisstückchen ab und ließ sie im Munde zerschmelzen; dieß und die strahlenden Blicke meiner jungen Freundin erfrischten mich wieder.

Die Sonne brannte sehr heiß und schmolz den Schnee, so daß wir den lezten Theil des Weges in förmlichen Eislachen dahin glitten und platschten. Wie freute ich mich als ich wieder einmal festen Fuß auf der Erde gewann und Louise in Sicherheit sah! Ich pflückte und küßte ein rothes Blümchen, das am Rande des Eises wuchs und mir wie ein freundlicher Willkomm erschien.

Aber die Freude war nur von kurzer Dauer, denn um den Hut zu erreichen, der einzige Weg der auf dieser Seite nach Chamouni hinabführt, muß man an einem senkrechten Felsen hinklettern, ohne einen andern Haltpunkt als ein mit eisernen Nägeln befestigtes Seil das als Geländer an der Bergwand dient. Man geht einen schmalen Weg hin, der zwi-

schen den senkrechten Bergwänden, die eine oben, die andere unten, mitten in den Felsen eingehauen ist. Viele hundert Fuß unter diesem ist das Eismeer mit seinem jähen Fall. Ein augenblicklicher Schwindel, und Alles wäre verloren. Die Führer begannen uns jezt zur Eile zu mahnen, „weil," wie sie uns erzählten, „häufig Steine von den Felsen herabrollen."

Ich schaue auf und sehe daß Steinmassen über unsern Köpfen hingen, wie es schien, just im Begriffe zu fallen. Aber wie soll man da eilen, wenn man auf jeden Schritt Acht geben und sich am Seil festhalten muß? Und nun hört auch dieses auf, und der Weg geht vor mir steil aufwärts. Ich habe bloß die Hand des Führers, der mich hinaufzerrt.

„Wir gehen ganz sicher," sagte er tröstend.

„Nur zu, nur zu, immer schneller," antworte ich, so lange ich unter jedem seiner schweren Tritte Steine und Trümmer sich ablösen sehe, und ich bete still: Erlöse uns von dem Uebel.

Louise mit ihrem leichtfüßigen Führer ist bereits oben und außer Gefahr auf festem Grund und Boden, und — jezt bin ich es auch, jezt sind alle Gefahren und Schwierigkeiten der Reise überwunden. Wir befinden uns ganz nahe beim Hute und können gemächlich ausruhen bevor wir weiter gehen. Ich habe große Lust zu weinen.

Aber einige Minuten später hatten wir den Hut erreicht, ein kleines Alpenhäuschen, geschüzt von einem Felsen in Gestalt eines Hutkopfes. Hier auf einer hölzernen Bank, im heitern Sonnenschein sizend, die Hand meiner jungen Freundin fest in der meinigen

drückend, war ich so unaussprechlich dankbar für die glückliche Ueberstehung aller Gefahren des Tags, daß ich nicht umhin konnte Louisens Entzücken über das außerordentliche Schauspiel zu theilen welches das Eismeer von dieser Seite her darbot, denn hier hat der Druck von oben die Folge gehabt daß das Eis sich in Masse anhäufte und die wunderlichsten Formen annahm. — Denke dir einen Strom von Eishexen und Kobolden mit ihren Kindern, mit Sack und Pack auf ihrem Weg nach der tiefsten Grube. Hier schreitet eine graue Riesin mit ihren Töchtern in Hauben, Shawlen und Crinolinen majestätisch vorwärts; dort eine Procession von grauen Nonnen; hier Mönche ohne Köpfe, dort Riesen in Berserkerwuth, und weiterhin ein Eisschloß mit vielen Thürmen, einer ungeheuern Artischoke gleich die ihre Spizen ein wenig einwärts kehrt. Im Allgemeinen schien es mir als ob die Figuren des Eismeeres den Gebilden und Spizen der umliegenden Berge glichen. Saussure sah von den Höhen des Montblanc Gruppen seiner Pyramiden und Nadeln, gleich den gegen die Mitte einwärts gebogenen Blättern einer Artischoke. Denk dir diese ganze Menge von schmuzig grauen Eishexen, kleinen und großen Kobolden, bald in phantastischen Gruppen, bald eine einsame hohe Gestalt unter Thürmen, Säulen, Ruinen, wie von einer zerstörten Stadt; denk dir alles das unbeweglich und doch voranschreitend auf einem Abhang von mehreren englischen Meilen. Zuweilen verliert eine Hexe ihren Kopf, der, durch die Sonne in Freiheit gesezt, in die Tiefen hinabrollt, und man hört ihn unten rauschen, gleich dem Getöne unterirdischen Donners.

Meine lebhafte junge Freundin ergözte sich sehr an der seltsamen Scene. Bei mir dagegen war der Eindruck dieses Ausfluges in die Region der Zaubereien noch zu frisch, und troz des unwiderstehlich comischen Characters der Gegend war ich ernst, ja beinahe betrübt. Wir nahmen ein armseliges, aber theures Mittagessen auf dem Hute ein, während wir den Hexenstrom betrachteten.

Als wir nach dieser achtstündigen gänzlich zu Fuß zurückgelegten Reise nach Chamouni zurückkamen, war ich an Leib und Seele wie geknickt. Aber wir nahmen ein warmes Bad, tranken eine Tasse erfrischenden Thee, gingen zu Bette, und statt einer unruhigen Nacht mit Träumen von Hexen und Abgründen, hatte ich angenehme Träume und in meinen wachen Augenblicken klare, gute Gedanken; ich fühlte wie der Zauber meine Glieder verließ und frische Kraft sich hinein ergoß — eine wonnevolle Empfindung. Später fand ich in meinem Bradshaw über das Eismeer in Beziehung auf den Hut die Worte: „Diese Reise ist so gefährlich daß wir Niemand dazu rathen mögen.“ Und auch ich möchte ernstlich Jedem davon abrathen der schwache Füße, einen alten schwerfüßigen Führer und noch überdieß eine theure junge Freundin oder einen theuren jungen Freund zur Gesellschaft hat; deßgleichen Allen die im mindesten mit Schwindel behaftet sind.

Aber Jedermann mag sich durch eine Reise an die Quellen des Arveron großen Genuß verschaffen. Der Fluß entspringt aus dem Fuße des Eismeeres. Wir sehen ihn jezt von den grünen Wiesen unten, wo die eisige See plözlich aufhört. Hier wie auf

dem jähen Fall gruppiren sich die phantastischen Eisgestalten immer wilder und scheinen ihre Arme um einander zu verschlingen, als wollten sie sich auf dem Abgrund aufrecht halten — aber vergebens. Sie werden hinabgeschleudert in die Tiefe und schwellen die rauschenden Wasser des Arveron. Man meint eine Eisstadt und ihre Einwohner, von Entsezen gelähmt, nach dem Abgrund fortgetrieben zu sehen. In der starren todten Masse rauscht noch das Leben, aber für sie mit einer auflösenden zerstörenden Gewalt. Der Fluß ist geboren und befreit sich in seinem unterirdischen Gewölbe.

Eine der Eisgestalten ragte über alle übrigen hervor, und dieß war ein schönes Gebilde. Die Figur, die Stellung, die hellen Eisdraperien, Alles hat eine wunderbare Aehnlichkeit mit der sixtinischen Madonna und ihrem Kinde. Aber auch dieses schöne Bild glitt gegen den jähen Abhang hinab.

Am Abend dieses Tages verkündete ein Kanonenschuß daß eine zweite Besteigung des Montblanc von einigen kühnen Reisenden ausgeführt worden. Mein Führer tadelte diese verwegenen Leute und erklärte es für eine reine Dummheit von Herren und Damen, ihr und anderer Leute Leben dadurch zu riskiren daß sie so hoch hinauf klettern um meistens gar nichts zu sehen. Er selbst hatte mehrere solche Montblancbesteigungen mitgemacht; er war mehr als einmal bis unter die Arme in die Spalten gefallen und nur mittelst des Seiles gerettet worden durch welches die ganze Caravane an einander befestigt ist, denn Niemand unternimmt die Besteigung des Montblanc mit weniger als sechs Führern. Einer dieser Herrn

ist noch immer im Chamounithal zu sehen und trägt grüne Gaze vor den Augen, weil er dieselben beim Aufsteigen schrecklich verdorben hat. Bei den meisten schält sich nach diesem Besuch auf dem Gipfel die Haut ab und sie leiden mehr oder weniger an ihrer Gesundheit. Nur drei Damen, und alle drei ledig, haben bisher diese Reise ausgeführt: Fräulein Paradis, Fräulein von Angeville, eine lebhafte entschlossene Französin die ich in Genf sah, und eine Engländerin deren Name mir entfallen ist. Die beiden leztern hatten sich, als sie den höchsten Gipfel erreicht, auf die Schultern ihrer Führer geschwungen, um noch höher emporzuragen als alle ihre Vorgänger.

Fräulein von Angeville reiste jedoch in Begleitung eines geschickten Zeichners der unterwegs Ansichten und Skizzen aufnahm, so daß ihr Unternehmen auch wirklichen Nuzen brachte. Ich habe übrigens durchaus keinen Wunsch im Bunde dieser hochaufstrebenden Damen die vierte zu werden.

Horaz Benedict von Saussure hat seinen Namen für alle Zeiten mit dem Namen Montblanc verknüpft, weil er der erste Gelehrte war der in seine Geheimnisse eindrang. Aber er war nicht der Erste der ihn bestieg, sondern ein Bauer aus dem Chamounithal, Namens Balmat. Er war es der den Weg zum Gipfel entdeckte; da er jedoch keine wissenschaftliche Bildung besaß, so konnte er auch keine wissenschaftlichen Beobachtungen anstellen. Ohne Balmat wäre aber Saussure vielleicht nicht im Stande gewesen die Spize zu erreichen.

Von Kindheit auf hatte Saussure eine ganz be-

sondere Vorliebe für Berge und Bergwanderungen. Er hatte zum Behuf wissenschaftlicher Forschungen mehrere Jahre mit Besteigung der höchsten Berge und bedeutendsten Gebirgsketten Europas zugebracht. Aber troz der sehnsüchtigen Wünsche und Bemühungen des jungen Forschers verhüllte der Montblanc noch immer sich selbst und seine Alpenkette in geheimnißvolles Dunkel.

„Es war," schreibt er, „eine Art Krankheit bei mir geworden. So oft ich diesen Berg ansah, der sich in unserer Gegend von so vielen Seiten dem Blicke darbietet, empfand ich ein peinliches Gefühl."

Endlich nach siebenundzwanzigjähriger Sehnsucht und fruchtloser Bemühung, gelang es Saussure im Jahre 1787 die langersehnte Ersteigung vorzunehmen, und vom Gipfel aus konnte er die Alpenkette nach allen Richtungen überschauen.

„Die Ankunft auf dem Gipfel," schreibt er, „gewährte mir nicht augenblicklich all das Vergnügen das man erwarten konnte, denn die Länge des Kampfes und das Bewußtsein der Mühseligkeiten womit ich mein Ziel erreicht hatte erbitterten mich so zu sagen, und mit einer Art von Zorn stampfte ich in den Schnee auf seinem höchsten Punkte. Ueberdieß fürchtete ich die gewünschten Beobachtungen nicht machen zu können, so sehr beunruhigte mich die Dünnheit der Atmosphäre sowie die Schwierigkeit womit ich auf dieser Höhe athmete und arbeitete. Wir litten alle am Fieber."

Inzwischen gelang Saussure Alles über Erwarten; er sah was nur zu sehen war und konnte alle Beobachtungen anstellen die er so innig gewünscht hatte.

„Ich traute meinen eigenen Augen kaum," sagt er; „es war mir wie ein Traum als ich unter meinen Füßen die furchtbar majestätischen Spizen, die zackigen Gipfel des Midi, Argentiere und den Riesen sah, deren Grundlagen schon beim Erklettern mich so viele Mühe und Gefahr gekostet hatten. Ich verstand jezt ihren Zusammenhang und ihre Formation, und mit einem einzigen Blick konnte ich die Ungewißheit aufklären über welche ich durch jahrelange Arbeit allein kein Licht bekommen hätte."

Unter den unbedeutenderen Bemerkungen die Saussure über das Aufsteigen machte, interessirten mich folgende:

„Wir sahen," sagt er, „in der Nähe des Gipfels nur zwei Schmetterlinge; der eine war ein kleiner grauer Nachtschmetterling der über den ersten Schnee hinflog; der zweite ein Tagsschmetterling welcher mir der Mirtil zu sein schien."

„Die zur vollkommenen Classe gehörende Blume die ich auf der größten Höhe fand, war eine kurzstielige Silene. Kleine Moose wuchsen jedoch auch auf den höchsten Felsen."

Im Schatten sah Saussure die Sterne beim Tageslicht, und die Farbe des Himmels war beinahe schwarz.

Er konnte bloß fünfthalb Stunden auf dem Gipfel bleiben, dann mußte er wieder umkehren. Aber in der Stille der Nacht, als er sich Alles wieder vergegenwärtigte was er nun wirklich gesehen hatte, als er das große Bild der Berge klar seinem Geist eingeprägt fühlte, da empfand er eine ungemischte Befriedigung. Und kein Wunder. Hatte er doch ein

großes Unternehmen für die Wissenschaft ausgeführt! Auch die Wissenschaft hat ihre Helden und ihre edlen Märtirer.

Aber wie Jemand es wünschen mag, wenn er keinen andern Zweck hat als bloß sagen zu können: ich hab's gethan! — Doch genug hievon!

Am 4. August zogen Louise und ich über die Tête noire nach Martigny, eine der schönsten Reisen die man an einem Sommertag machen kann. Gute Straßen, eine prächtige Natur nach allen Seiten hin, und durch das ganze Thal kühne Formationen bewaldeter Felsen, frische rauschende Wasser, die reinste Bergluft — es war als läse ich einen von Sir Walter Scotts Hochlandsromanen. Der Mond erhob sich über die schönen Castanienwälder als wir Martigny im Rhonethal erreichten, wo wir die Luft drückend warm fanden.

Am folgenden Tag nahmen wir ein Wägelchen und fuhren auf den großen Bernhard. Die Straße ist gut, aber schmal, und die Wendungen sind auf der einen Seite überall so jäh daß man jeden Augenblick umgeworfen zu werden fürchten muß und leicht schwindlig werden könnte. Es kommen auch zuweilen solche Unglücksfälle vor.

Wir befinden uns jezt im Canton Wallis. Unterwegs begegneten wir einer Procession von Mönchen in weißen Kutten, die mit einer großen Caravane von Männern und Weibern, Gebete murmelnd und unter Glockengeläute, zu irgend einer heiligen Jungfrau in der Nähe zogen um Regen zu erflehen. Die Procession kam aus Bergdörfern wo eine ent-

sezliche Trockenheit herrschte, so daß die Ernte verbrannte.

Bis zur Cantine von Praz ist der Weg fahrbar, nachher aber muß man reiten oder gehen. Louise zog es vor mit mir zu gehen, und unser Führer ging mit den Maulthieren und unserem Gepäck vor uns her.

Die Sonne brannte noch immer heiß, aber die Wallfahrer schienen nicht umsonst Regen erfleht zu haben. Wolken zogen sich zusammen; es begann zu donnern und sehr bald auch zu regnen. Wir schleppten uns mühsam mit unsern Alpenstöcken fort; aber jezt wurde es dunkel, immer dickere Wolken sammelten sich über uns und auf dem Boden lag Schnee. Und das Hospiz, das so sehnlich erwünschte Hospiz wollte immer noch nicht kommen. Endlich jedoch sahen wir ein großes regelmäßiges graues Gebäude aus den grauen Felsen rings umher sich emporheben, und selten ist die gastliche Herberge mit größerer Freude begrüßt worden. Die mitfühlende Begrüßung der Mönche: Arme Damen! war für unsere Ohren köstliche Musik. Den lezten Theil des Weges waren wir durch tiefen Schnee gegangen und kamen also gänzlich durchnäßt an.

Aber wir wechselten unsere Kleider und wurden dann in ein großes Zimmer gewiesen, wo ein gutes Feuer Leib und Seele erfreute. Bald saßen wir mit vielen andern Reisenden an der Tafel und ließen's uns bei Thee und Butterbrod wohl sein. Und als Louise sich den orientalischen Nectar zu Gemüth führte, da wandte sie ihre strahlenden Augen gegen mich und flüsterte: Das thut wohl.

Wir legten uns sodann in sehr massive Betten mit ganzen Lawinen von Leintüchern und Federdecken. Ungefähr hundertfünfzig Personen, meistens arme Wallfahrer, wurden über Nacht im Hospiz beherbergt.

Ich erwachte am Morgen bei rauschendem Orgelklang. Es war die Morgenmesse, deren Ende ich noch mitmachte, ohne daß ich es jedoch bei dem unpassenden Gemische von geistlicher und weltlicher Musik zu einer Erbauung bringen konnte.

Im Kirchlein zeigt man das Grab des Generals Desaix.

„Ich werde dir die Alpen zum Denkmal geben,“ sagte Napoleon nach der Schlacht von Marengo zu seinem sterbenden General; „du sollst auf ihrem höchsten bewohnten Punkte, in der Kirche von St. Bernhard, ruhen.“

Ich hatte eine Besprechung über das Klosterleben mit dem Pater Clavendier, einem sehr freundlichen und unterrichteten Manne, dessen Hauptgeschäft zu sein scheint sich mit den Reisenden der gebildeten Classe abzugeben. „Allein würde ich nicht lange hier wohnen,“ sagte er; „aber wir sind viele und so bleibe ich. Wir sind oft Zeugen trauriger Vorfälle. Vor zwei Jahren gingen zwei von unsern Brüdern mit einigen Knechten aus, um einen Mann zu suchen von dem man glaubte daß er sich in den Bergen verloren habe. Kaum waren sie fünfzig Schritte aus dem Hause, so sahen wir eine ungeheure Lawine fallen und unsere armen Freunde unter achtzehn Fuß Schnee begraben. Als wir sie wieder zum Vorschein brachten, waren sie todt. Wir finden oft arme Rei-

sende mit erfrorenen Füßen und bewirthen sie dann, bis sie so weit wieder hergestellt sind daß sie weiter ziehen können."

Es ist jezt etwas Seltenes daß Reisende in dieser Gegend zu Grunde gehen. — Erfrierungsfälle kommen in der Regel nicht mehr als zwei im Jahre vor.

„Wir selbst," sagte Pater Clavendier, „können es zwölf bis fünfzehn Jahre aushalten, aber unsere Hunde nicht mehr als sieben oder acht; dann werden sie rheumatisch und gehen darauf. Nicht wahr, Mars?" fuhr er fort, indem er einen der großen Hunde streichelte; „du hältst's noch ein Jahr aus und dann stirbst du?"

Mars wedelte beifällig mit dem Schwanze und ich dachte an Luthers Worte zu seinem Hund:

„Knurre nicht, lieber Hans; auch du wirst eines Tags einen goldenen Schwanz bekommen."

Das Hospiz wurde etwa vor tausend Jahren von dem frommen Grafen Bernhard aus Menthone gegründet. Achtzehn bis zwanzigtausend Reisende zwischen Italien und der Schweiz werden jährlich hier bewirthet, ohne daß die guten Augustiner die geringste Bezahlung fordern. Die reichen Reisenden hinterlassen in der Regel ein Geschenk für die Kirche in der Armenbüchse, und die Bauern bringen manchmal Küchengrüße an Butter, Käse u. s. w. Aber dieß macht nicht viel aus. Das Kloster erhält sich selbst und auch seine Tausende von Reisenden durch seine eigenen Fonds. Während der Revolution von 1847 wurden diese Gelder mit Beschlag belegt und die Patres aus dem Kloster entfernt. Aber die Ge-

birgsreisenden verlangten laut die gewohnten Väter und die alte Gastfreundschaft zurück. Die Regierung sah sich genöthigt beide wieder einzusezen und so bleibt das St. Bernhardshospiz bis auf den heutigen Tag ein Denkmal christlicher Liebe und eine Ehre für die catholische Kirche.

Aber seine Zeit wird bald vorüber sein. Der sardinische Minister Cavour hat von seinem Parlament die Einwilligung zum Bau einer Eisenbahn erhalten welche gerade über die Alpen führen soll — im Mont Cenis sind bereits Tunnels zu diesem Behuf angelegt um Piemont mit der Schweiz und dem übrigen Europa zu verbinden. In ungefähr zehn Jahren soll dieses große Werk vollendet sein, und dann wird die tausendjährige Herberge auf dem St. Bernhard verlassen dastehen; denn Niemand wird mehr eine schwierige Reise von vier oder fünf Tagen machen, wenn man den Weg in zwölf Stunden ohne Müdigkeit und mit geringen Kosten zurücklegen kann.

Ein besonderes Gebäude in der Nähe des Hospizes enthält die Leichname derjenigen die auf ihrer Reise über den Berg umgekommen sind. Sie liegen an den Wänden hin und gewähren einen schrecklichen Anblick; sie verfallen allmählig und der Boden ist mit Schädeln und Beinen überstreut.

Warum bedecken sie diese Ueberreste nicht mit Erde? Man kann Nichts an ihnen lernen, und sie flößen einen Schauder ein welcher sonst dieser Todesart nicht gerade angehört.

„Das Erfrieren unterwegs,“ sagte der junge Führer, „ist nicht schmerzlich; man schläft allmählig ein und wacht nicht mehr auf. Und wenn man arm

ist — wenn man nach nichts in der Welt zu sehen hat — so ist es ja ganz gleichgiltig ein Bischen früher oder später zu sterben. Alle müssen denselben Weg gehen. Es ist eine Wohlthat ohne Schmerzen zu sterben."

Ein trübseliger kleiner Bergsee liegt in kurzer Entfernung von dem düstern Wohnhaus, und just darunter beginnt die Straße auf italienischer Seite nach Piemont und in das liebliche Aostathal hinabzugehen.

Unweit von dem Hospiz stand in früherer Zeit ein Jupiterstempel, mit welchem wahrscheinlich dieselben Thaten der Barmherzigkeit verbunden waren wie später mit der christlichen Zufluchtsstätte für Alpenreisende. Als Beweis dafür können wir eine kleine, aber sehr denkwürdige Sammlung von Antiquitäten annehmen, die auf dem Plaz gefunden worden sind wo der Tempel stand und jezt im Kloster aufbewahrt werden. Darunter sind verschiedene Erzplatten mit dankenden Inschriften zu Ehren des Jupiter poeninus als Beschüzers, und eine Anzahl feingearbeiteter Bronzefiguren heidnischer Gottheiten scheinen, gleich den andern, Votivgeschenke zu sein die von dankenden Bergreisenden in seinen Tempel gestiftet worden. Unter dieser Sammlung befindet sich, gleichfalls in Bronze, eine schöne Frauenhand um deren Gelenke und Finger eine Schlange sich windet.

„Dieß stellt die Hand Eva's vor," sagte der gute Mönch der uns diese Dinge zeigte.

„Aber Eva's Hand im Tempel Jupiters!"

„O," versezte er, „die Heiden haben auch Traditionen vom Sündenfall."

Diesen Morgen war es feucht und kalt, und schwerer Hagel machte den Boden und das Hospiz sehr weiß. Der Himmel war trübe und wolkig, alles grau und düster. Die Natur ist hier ewig verschleiert, sie kennt weder das Leben noch die Blumen des Sommers.

Mit dankbarem Herzen und einem Gefühle hoher Achtung verabschiedete ich mich von den frommen Männern die hier zur Rettung und zum Segen ihrer Mitmenschen leben; ich streichelte die großen gutmüthigen Hunde die an ihrem Liebeswerke theilnehmen; dann benüzte ich einen freundlichen Augenblick um mit meiner jungen Gefährtin den Rückweg anzutreten. Wir erreichten die Cantine glücklich bevor der Regen begann, hatten aber von da den ganzen Berg hinab heftiges Unwetter.

Abends sieben Uhr waren wir wieder in Martigny, wo wir es sehr heiß fanden. — Wir hatten an diesem Tag das Clima von Spizbergen und das von Süditalien durchgemacht.

Wir hätten jezt die Reise nach dem Monte Rosa antreten sollen, aber dazu war Sonne und schönes Wetter nöthig, und das hatten wir für den Augenblick nicht. Der Himmel war in Regenwolken gehüllt und der Barometer war gefallen. Wir beschloßen daher die Reise aufzuschieben und für jezt nach Genf zurückzukehren.

In der frühen Morgendämmerung fuhren wir durch das Rhonethal, über morastige und unfruchtbare Gegenden um Martigny her, bis in die wald- und fruchtreichen Gefilde von Bex, die nach rechts

und links prachtvoll von den Gebirgsketten von Waadt und Wallis eingeschlossen sind.

Wir genoßen die frische Luft die durch den Regen vom Staube befreit worden; wir erfreuten uns an den phantastischen Wolkengebilden die sich um die Berge her gesammelt, und an dem ewig wechselnden Spiel von Licht und Schatten. Und nun eilten wir auf den Flügeln des Dampfes von Bex nach Villeneuve, von da mit dem Dampfer Hirondelle nach Genf, und dort konnte ich, Gott seis gedankt, bei Laternenschein meine geliebte junge Freundin gesund und wohlbehalten ihren Eltern und Angehörigen zurückgeben, die am Ufer auf sie warteten. Und wieder verbrachte ich einige Tage mit ihr in der guten Heimath die ich meine eigene nennen darf, und wo man für alle mir erzeigte Güte kaum einen Dank annehmen wollte.

„Das Haus des Seelenhirten soll gastfreundlich sein," sagte der gute Pastor Coulin, als ich ihm für die gütige Gastfreundschaft dankte die er und seine Familie mir bewiesen hatten.

Und nun laß mich ein wenig bei meinen lezten Tagen in dieser Schweizerheimath verweilen, wo ich zum leztenmale der erfrischenden Ruhe theilhaftig wurde wie man sie nur in einem solchen Hause genießen kann.

Laß es Dir nicht langweilig werden, liebe R., noch ein paar Augenblicke bei mir auszuharren; bald, sehr bald ziehen wir über die Alpen und von da in die weite Welt hinaus; jezt aber laß uns noch eine kleine Weile in der stillen Heimath bei den lebendigen Wassern rasten.

Ich schreibe Folgendes aus meinem Tagebuch ab:

Jargonant, 13. August.

Ein stiller Sommerregen ist seit dem Morgen gefallen; er erscheint uns Allen wie liebliche Musik, weil es in den zwei lezten Monaten nicht geregnet hat, und weil die Erde darnach lechzt. Die Nachtigallen singen nicht mehr im Haine, der große Wallnußbaum trägt jezt Früchte: und Birnen und Pflaumen reifen um meine stille Wohnung her, wo Alles gleich gut, lieblich und friedsam ist.

Ich habe den Abend mit Lectüre verbracht und Vergleichungen zwischen dem altclassischen und dem modernen christlichen Ideal des Menschen und des Lebens angestellt. Die Unterschiede sind in manchen Beziehungen groß, am stärksten aber in der Lehre von dem Zweck und Ziel des Lebens und von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Der erstere ist bei den früheren Weisen des Alterthums bloß auf die Vervollkommnung des Individuums in seinen Beziehungen zum Staate beschränkt. Von einem dem Dienste der Menschheit geweihten Leben weiß man nichts. Und was die leztere betrifft, so stellt sich selbst bei den aufgeklärtesten Geistern immer wieder ein Zweifel ein, wie eine Wolke die sich über ihr höchstes Sehnen hinzieht. Sie stehen rathlos bei der Frage: Sein oder Nichtsein? So Cicero, Seneca, Marc Aurel. Socrates glaubte und hoffte mehr; aber wie gehaltlos und traumartig sind noch immer selbst im Phädon seine Bilder vom zukünftigen Leben! Wie ganz anders sprechen Petrus, Pau-

lus und alle die christlichen Propheten! Neue Offenbarung — neue Eingebung!

Vergleichungen dieser Art sind ein Hochgenuß für meine Seele; sie sind Alpenreisen, welche stärken statt zu ermüden. Und ich freue mich noch weit mehr als Saussure that, wenn ich von dem neu erreichten Gipfel herab die verschiedenen Zweige der Alpenkette und ihr Ziel überschauen kann, welches ich die Erziehung der menschlichen Seele nenne.

Sonntag, 16. August.

Die Morgenandacht in der Familie ist bereits vorüber. Nach dem Frühstück brachte Nancy wie gewöhnlich die Bibel ihrem Vater, der den vierten Psalm Davids vorlas und am Schluß folgende Betrachtungen anknüpfte.

„Eltern können ihre Kinder mit gleicher Wärme lieben und doch dabei für jedes eine besondere Zärtlichkeit und Sorgfalt haben in Bezug auf den Character oder die Talente des Kindes, zuweilen auch auf seine Fehler. So ist Gott in seinen Beziehungen zu den Menschen. Er liebt sie alle gleich, aber doch jeden einzelnen mit besonderer Sorgfalt, so daß jeder sich als in einer besondern für ihn allein vorhandenen Beziehung zu ihm stehend betrachten kann. Wir sehen dieß im Verhältniß Jesu Christi zu seinen Jüngern. Jeder von uns kann also für sich mit David sagen daß Gott ihn liebe. Jeder von uns hat von Ihm einen besondern Strahl seines Lichtes und seiner Gnade. Deßhalb, Vater, beten wir für uns selbst und für alle: Laß Dein Angesicht leuchten über uns!“

Die Betrachtungen des trefflichen Pfarrers Coulin währten selten länger als fünf Minuten, aber es ist darin mehr Stoff als man gewöhnlich in längeren Abhandlungen findet. Wir sprachen hernach eine Weile von Personen die selbst bei den schwersten Heimsuchungen fortwährend dieses Gefühl der göttlichen väterlichen Obhut und Leitung bewahrt haben.

17. August.

Mein Geburtstag. Ich habe Niemand in meiner freundlichen Familie davon gesagt. Keine geliebten Schwestern haben mich, wie schon so oft bei dieser Jahresfeier, mit Blumen, Geschenken und heitern Einfällen begrüßt. Aber freudige und stärkende Gedanken haben mich besucht und mir diesen Tag zu einem Festtage gemacht. Theils durch Gespräche, theils durch Lectüre, theils und hauptsächlich durch das Eindringen der Seele in ihre eigene Tiefe und durch das Nachdenken über ihre höchsten Erscheinungen, bin ich während meines Aufenthaltes dahier in der Frage weiter gefördert worden die mich ganz besonders hiehergezogen. Dieser Sommer ist mir ungemein günstig gewesen. Die Blume, die lange Zeit im Zustande der Knospe geblieben, ist aufgeblüht — ich weiß nicht wie. Wahrscheinlich wie eine andere Blume[1], durch Gottes Licht in Verbindung mit der treibenden Kraft natürlichen Wachsthums. Wie kann es anders sein? Was ich zu wissen gesucht, habe ich jezt gefunden. Und davon will ich ein andermal ausführlicher reden. Hier aber möchte ich allen suchenden und dürstenden Seelen zurufen:

„Seid nicht kleinmüthig! Bruder, Schwester, dein Durst und dein Suchen sind prophetisch. Sie zeugen von der Quelle, und sie werden dich früher oder später zu ihr führen und deiner Seele Erfrischung geben.“

Als ich noch sehr jung war, schrieb ich, bei einer der wenigen Gelegenheiten wo ich einer überwallenden, aber noch unerleuchteten Seele in Worten Luft schaffte:

„O du verzehrende Flamme meiner stillen Nächte und ruhelosen Tage, was willst du mit mir? Es gibt Augenblicke worin du Ewigkeiten beleuchtest, andere in denen du bloß brennst und mich quälst.“

Ich bin jezt alt geworden und ich fühle die Flamme noch immer wie früher, aber sie brennt und quält mich nicht mehr. Gott hat sie zuerst entzündet. Sie wurde von ihm genährt, und er hat gestattet daß sie für mich ein stilles leitendes Licht wurde, ein Auge für seine Sonne. Er hat meine Unruhe in Ruhe verwandelt. Ich habe Gott für das Geschenk des Lebens gedankt.

Im Schuze der friedlichen Wohnung die eine der schönsten Blumen des schweizerischen Bodens ist, will ich einen lezten Blick auf den Zustand der Eidgenossenschaft werfen und fragen:

Welche Frucht hat ihr Freiheitsbaum getragen?

Daß die Eidgenossen, troz ihrer Zersplitterung in kleine Staaten mit verschiedenen Gesezen, Sprachen, religiösen Glaubensbekenntnissen, Sitten und Gebräuchen, sich dennoch als Brüder fühlen vermöge eines gemeinsamen Mutterlandes und einer gemeinsamen Freiheit; daß sie in diesem Mutterland und

in dieser Freiheit ihr kostbarstes Besizthum erkennen und es mit Leben und Blut vertheidigen werden, das hat die lezte allgemeine Erhebung im vorigen Winter bewiesen, als ein Krieg mit Preußen drohte. Daß die Cantone in Friedenszeiten mit einander hadern, gehört nichts destoweniger zu ihren alltäglichen Gewohnheiten, wie dieß in vielen Familien unter nicht sehr guten Brüdern und Schwestern vorkommt. Und zuweilen sind auch blutige Streitigkeiten aus dem Hader entstanden, wie man im Sonderbund gesehen hat. Das Gefühl der Freiheit ist bisher mehr ein cantonales als ein eidgenössisches gewesen.

Viele haben der gegenwärtigen Regierung vorgeworfen daß sie locale Interessen und Rücksichten hintanstelle um eine größere Centralisation, ein gemeinsames Gefühl für die Eidgenossenschaft hervorzurufen. Aber dieß ist augenscheinlich ein großer Schritt zu einer höhern Vereinigung. Und die gemeinsamen Feste und Ausstellungen mittelst welcher die Regierung in den einzelnen Cantonen den Sinn für Einheit und gemeinsames Vaterland rege zu erhalten und Bruderliebe hervorzurufen sucht, sind schon an sich schön und schäzenswerth, aber besonders gut für den beabsichtigten Zweck berechnet. Dennoch ist es ihnen nicht gelungen alle Kinder des Landes zu versammeln. Graubünden, Wallis und Tessin ließen sich bei dem fröhlichen Nationalfeste nicht sehen. Gleichwohl strecken die Eisenbahnen ihre Arme mehr und mehr nach allen Theilen des Landes aus, und binnen kurzem werden Graubünden [1]), Wallis und

[1]) Und Graubünden sollte sich zulezt von diesem Verbrüderungsfest aller Cantone ausschließen, weil es den Schweizer

Tessin nicht mehr einsam hinter ihren Bergen sizen entfernt von Bern, Genf und Zürich, wie sie jezt sind.

Was die politische Freiheit in den Cantonen betrifft, so habe ich mehr Böses als Gutes davon reden gehört. Das Parteitreiben artet in Prinziplosigkeit aus. Die bessere Classe der Bürger wird auf die Seite geschoben um der schlechtern Plaz zu machen. Der freche grundsazlose Mensch bleibt Sieger, und die Unwissenden sezen sich auf die Stühle der Weisen. Die lezten Revolutionen in den Cantonen haben beinahe immer diese Richtung eingeschlagen. Diese Thatsachen haben mich zur Ueberzeugung geführt daß die constitutionelle Monarchie vielleicht unter allen Regierungsformen die sicherste und beste für die Freiheit und Wohlfahrt für die Völker sei. Inzwischen ist es klar daß inmitten dieser Aufregung das Schweizervolk eine politische Erziehung erhielt, und daß die neuen Regierungen unter dem Druck der öffentlichen Meinung einen Gang einschlagen welcher der Volkserziehung günstig und folglich heilsam ist. Und bis diese allgemeine politische Erziehung vollendet ist, kann Niemand mit einiger Gewißheit über die repu-

---

Namen im Ausland durch eine Specialität bekannt macht; es ist nämlich derjenige Canton der die köstlichsten Torten, Pasteten und viele andere Arten von Confect verfertigt, ja nach allen Gegenden Europas Künstler in diesem Fach ausschickt die man nur als Schweizer kennt. Diese Kunst soll in Graubünden durch römische Auswanderer während der gastronomischen Periode des Kaiserreichs eingeführt worden sein und hat sich dort nebst einer Anzahl lateinischer Worte festgesezt, welche den Dialect von Graubünden sehr eigenthümlich machen und seinen römischen Ursprung beweisen. Graubünden verdient deßhalb eine Ehrenstelle an der Tafel der Eidgenossen.

blikanische Regierungsform urtheilen. Die Schweiz ist noch jung in ihrem öffentlichen Leben. Es sind erst wenige Jahre seit ihre Vereinigung dieselbe Regierungsform herbeigeführt hat wie in den nordamerikanischen Staaten.

Geschah es nicht unter dem Schuze ihrer republikanischen Freiheit daß die Schweiz bereits so viele durch ihren Einfluß auf die Entwickelung der Menschheit und in allen Zweigen der menschlichen Cultur ausgezeichnete Männer hervorgebracht hat [1])? Sind nicht unter dem Schuze dieses Freiheitsbaumes so viele vortreffliche Erziehungsinstitute für die jüngere Generation, so viele Zufluchtshäuser für die Alten und Schiffbrüchigen im Leben entstanden? Hat nicht in seinem Schuze jede Familie und jede Privatperson Gelegenheit volle Unabhängigkeit des Gewissens und die edelste Bildung zu genießen? Laß uns nicht versäumen solche Früchte der Volksfreiheit gebührend zu würdigen.

In der Schweiz besteht — mag dieß nun von den politischen Einrichtungen des Landes oder von andern Einflüssen herrühren — eine gewisse durchgreifende Meinung in Bezug auf das was recht, sittlich und allgemein nüzlich ist. Jederman gilt für verpflichtet für diesen wohlthätigen Zweck zu arbeiten

[1]) Genf allein hat der Welt mehrere der Gefeiertsten unter ihnen gegeben: Jean Jaques Rousseau, den Gesellschaftsreformator und Freund des Menschengeschlechts; die Naturforscher Bonnet, Saussure und Candolle; den Nationalöconomen Say; die Historiker Sismondi und Merle d'Aubigné, sowie viele andere berühmte Männer. Ueberdieß die intelligenteste, genialste und dabei warmherzigste aller Schriftstellerinnen Neckers Tochter, die edelherzige Frau von Staël.

und im Geiste der höchsten Erziehung auf die Jugend wie auch auf Fremde einzuwirken die einige Zeit im Lande leben. Mancher gedankenlose Jüngling aus andern Ländern hat hier eine ernste Richtung eingeschlagen und für höhere Interessen leben gelernt. Und wenn die verschiedenen Cantonsregierungen höhern Gehalt bezahlen und die äußern Umstände der Personen verbessern wollten die sich der Jugenderziehung widmen, so würde die Schweiz bald unter ihren Alpen als eine Hochschule der Jugend für alle Nationen der Welt dastehen. Denn bei beiden Geschlechtern finden sich die verschiedensten Talente zu diesem edlen Berufe vor.

Was ich in der Schweiz auch in der Erziehung nicht fand, das ist der freie und im höchsten Sinn universelle Geist dessen belebende und regenerirende Kraft ich in den vereinigten Staaten Nordamerikas erprobte, und unter den vielen Vorlesungen und Predigten in diesem Lande vermißte ich die Ausdehnung des gesellschaftlichen und politischen Horizontes auf die andern Nationen, auf die große Eidgenossenschaft des Menschengeschlechtes. Daß die schweizerische Eidgenossenschaft dagegen nicht ganz gleichgiltig ist, hat sie inzwischen durch ihr Mitgefühl am griechischen Freiheitskampf sowie durch ihren Eifer für die Missionsarbeiten bewiesen.

Die Frauen der gebildeten Classen stehen hoch durch ihren religiösen Ernst und ihre werkthätige Menschenliebe. Sie sind wahrheitsliebend, fleißig, mütterlich, vom Geiste der Erziehung erfüllt. In den Cantonen Waadt und Genf ist es gebräuchlich daß jedes junge Mädchen nach seiner ersten Commu-

nion den Unterricht und die Pflege eines armen Kindes übernimmt. Ich habe selten unter den Damen eine besondere Eigenthümlichkeit des Characters getroffen. Bestrebungen und Erwerbungen höherer Intelligenz noch seltener. Häusliches und religiöses Leben sowie Naturgenuß scheinen für alle Fälle gleich zu sein. Diejenige Dame in der Schweiz welche gegenwärtig den weitesten geistigen Horizont besitzt, mit dem glühendsten Herzen die höchsten Interessen des socialen Lebens umfaßt und die schweizerische Eidgenossenschaft vom höchsten Gesichtspunkte aus betrachtet, ist keine Schweizerin, sondern die Tochter eines unbefreiten Landes, die rumänische Gräfin Dora d'Istria.

Die Männer scheinen mir einen gediegenen Character zu haben, klug und energisch; aber in Bezug auf das andere Geschlecht haben Manche noch gar Vieles von den Franzosen und sogar von den Engländern zu lernen. Der Schweizer betrachtet, wie mir scheint, seine Frau nicht oft in der Eigenschaft des schönen schwedischen Wortes maka, die Gleiche, und häufig verdient ein sonst guter und trefflicher Mann den Spott welchen der kleine Sohn eines mir bekannten Hauses bei einer Gelegenheit unbewußt aussprach, indem er zu seinem Schwesterchen sagte:

„Jetzt mußt du mein Weib sein. Geh und steh in die Ecke dort."

Sie: „Warum soll ich dein Weib sein?"

Er: „Damit ich Jemand zum Schelten habe."

Aber dieses Benehmen ist vielleicht bloß eine Ausnahme von der Regel. Die Stellung einer ge-

bildeten jungen Dame im Hause ihrer Eltern scheint mir dagegen der Vollkommenheit nahe zu sein — jedenfalls ist es so in der französischen Schweiz. Die Töchter werden hier zum rechten Gebrauch der Freiheit erzogen und erlangen dieselbe in ihren besten Jahren. Jedes junge Mädchen, sie mag heirathen oder nicht, erhält von ihren Eltern eine Ausstattung und die Mittel zu einem unabhängigen Leben, bevor sie ihr fünfundzwanzigstes Jahr erreicht. In der guten Familie die für den Augenblick die meinige ist, erhielt jede der beiden Töchter den gleichen Antheil wie ihr Bruder, als er sein Amt antrat und ein selbstständiges Leben begann.

Nichts desto weniger kennen sie kein besseres Haus als das ihrer Eltern, und ich glaube daß kein Land schönere Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern aufzuweisen hat. Ich habe bereits über diesen Gegenstand gesprochen, aber es ist kaum möglich von diesen schönen vollkommenen Verhältnissen zu viel zu sagen. In ihnen liegen schöne Saaten der Zukunft, denn die guten, wohlerzogenen Töchter werden gute Mütter, von der Mutter aber hängt die Zukunft des Kindes und folglich der Nation ganz besonders ab.

In wenigen Tagen werde ich die Schweiz, wahrscheinlich für immer, verlassen. Der Monte Rosa ist der lezte Punkt den ich auf ihrem Boden besuche, und dahin begleiten mich meine beiden jungen Schwestern Louise und Nancy, aus meiner geliebten Heimath bei den „lebendigen Wassern".

Zermatt, 3. Septbr.

Wir sizen im Thale am Fuße des Monte Rosa, und während wir hier ausruhen, damit wir am Morgen im Stande sind die berühmte Felsenrose zu besteigen, schreiben wir, die jungen Schwestern an ihre Eltern und ich an Dich, liebe L.

Am 1. September verließen wir Genf. Der Morgen war warm, der See spiegelglatt, aber die alte Helvetia machte bald seine Wasser schäumen und rauschen. Die Sonne war noch nicht aufgegangen; dunkle purpurfarbige Wolken hingen über den Höhen in der Richtung wo sie aufsteigen sollte. Der Ost sah aus wie ein Alcoven hinter dessen Vorhang die schimmernde Lampe mit dem Tageslichte streite, und wo Alles still und geheimnißvoll ist.

Aber nicht lange. Die Sonne kam hervor wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und wie ein Riese der sich freut seinen Lauf zu vollenden. Ein weicher Nebelschleier lag auf den Höhen; kein Windhauch regte sich. Aber der Genfersee war nie belebter gewesen. Dampfer fuhren hin und her, einander im Vorüberkommen begrüßend, ihre großen rothen Fahnen mit dem weißen Kreuz der Eidgenossenschaft bis zu den blauen Wellen hinabsenkend, als wollten sie selbe küssen. Das Leben an dem Genfersee und seinen Ufern ist in diesem Augenblicke ein tägliches Fest, zumal wegen der vielen Reisenden von großer Berühmtheit oder hohem Range die hier sind. Der König der Belgier, ein Großfürst von Rußland, Marschall Pelissier, der Eroberer Sebastopols, der französische Philosoph Cousin und Gott weiß wie viel andere Celebritäten. Die Gegend wo die Völker

früher im blutigen Kampfe gestritten, ist diejenige geworden wo sie sich vorzugsweise zum heitern und freundschaftlichen Lebensgenuß versammeln. Ueberall sind Leute in Bewegung um sich umzuschauen und zu amüsiren. Allenthalben wogen die Fahnen und werden Grüße abgegeben, und noch zu alledem sind diese üppigen Ufer in diesem Augenblick unendlich schön. Sie haben sich nach dem lezten Regen wieder in neues Grün gekleidet. Der Obstherbst ist beinahe so reichlich wie die Kornerte war, und seit vielen Jahren haben die Reben keinen solchen Reichthum entwickelt. Allgemeiner Segen liegt über der Erde.

Ich warf im Vorbeifahren dankbare Abschiedsblicke auf die verschiedenen Orte wo ich mich an der Natur und mit Menschen meines Lebens erfreut und die schönste Gastfreundschaft empfangen hatte, St. Prix, Clarens, Montreux. Sie lagen friedlich inmitten ihrer prächtigen Gründe und Wallnußbäume — der hübschesten Bäume an den Ufern des Genfersees.

So leb denn wohl, du schönes reichgesegnetes Land! Mögen deine Schönheiten, deine reichen Ernten und Herbste noch vielen Millionen zur Freude gereichen! möge noch mancher Fremde Wonne und Glück in dir finden wie ich sie gefunden habe!

In Bex trafen wir mit dem freundlichen Pfarrer Secretan zusammen, der uns an seine gastliche Tafel führte. Dort stieß ein drittes junges Mädchen das den Monte Rosa zu sehen wünschte zu uns, und ich bin jezt die Mutter von drei jungen Töchtern, welche ich in die Regionen der Schneewelt einführen soll. Erhöhte Verantwortlichkeit und mit ihr erhöhte

Angst um den Erfolg der Reise, denn der Himmel wird wolkig.

Wir fahren mit der Diligence nach Sitten, dem Hauptort des Cantons Wallis, zwischen den Bergwänden des Rhonethales hin, die düster auf uns herabschauen. Wir übernachten in Sitten und brechen am folgenden Morgen in der Frühe nach Viège auf. Die Wolken reisen mit uns oder ziehen vielmehr hinter uns her, bis sie zulezt einen tüchtigen Regen auf uns herabgießen, der für den Monte Rosa nichts Gutes verspricht. Aber meine jungen Freundinnen befinden sich beim besten Humor; sie entwerfen einen närrischen unmöglichen Plan mich nach Italien zu begleiten nach dem andern und lachen herzlich über ihre eigenen Einfälle. Ich kann nicht umhin mit ihnen zu lachen, bin aber doch nichts weniger als lustig.

In Viège bekommen wir ein vortreffliches kleines Diner, wobei eine muntere hübsche Rosa uns bedient. Viège liegt am Eingang des Zermatterthals, und hier stürzt sich der Bergstrom von Viège in die Rhone.

In Viège müssen wir uns für oder gegen die Besteigung des Monte Rosa entschließen; wir befragen alle Wetterorakel, und siehe da, der Himmel wird heller und scheint Gutes zu verheißen. Wir beschließen den Besuch zu wagen. Diesen Abend erreichen wir St. Nicolas. Es sind zwei kurze Tagreisen durch das Zermatterthal, das wegen seiner großartigen Naturschönheiten berühmt ist.

Wir brechen auf. Zwei von uns reiten, zwei gehen, mit langen Alpenstöcken in der Hand, zwei

Führer begleiten uns. In Visp sehen wir viele Spuren des Erdbebens das den Canton Wallis im vorigen Jahre heimgesucht. Das Kirchendach ist eingefallen, viele Häuser sind zertrümmert. Unsere Reise ist schön, das Thal unendlich malerisch; sowohl rechts als links strömen Gletscher und Wasserfälle aus den Bergen hervor; unter erstern ragt der Balferin wie ein Riese in die Höhe. Wir kamen erst in der Dunkelheit nach St. Nicolas, wo wir gutes Quartier erhielten. Der nächste Morgen sah regnerisch aus. Gleichwohl waren wir früh auf den Beinen, und als wir hinauskamen, siehe, da schimmerten die ewigen Berge, die schneebedeckten Gipfel des Monte Rosa in hellem Sonnenschein, direct vor uns, am Ende eines langen Thales. Es war herzerhebend, die Morgenluft war frisch und rein. Man fühlte seinen Leib und seine Füße nicht mehr; man meinte Flügel zu haben.

Und unsere Reise war schön an diesem Tag, zwischen den hohen Bergen unter welchen Schnee- und Eisfelder hervorschimmerten, während die angenehmen Lärchenwälder sich von den Bergen herab bis an die Ufer der Visp erstreckten, die schäumend durch das Thal rauschte. Unser Weg war am Fluß hin ein guter Fußpfad. Kleine Dörfer mit weißen Kirchen waren in malerischer Unordnung auf den Hochebenen verstreut. Selbst unter diesen hatte das Erdbeben Spuren seiner verheerenden Gewalt hinterlassen.

Das Wetter wurde immer hoffnungsvoller. Wir verfolgten unsern Weg unter muntern Gesprächen und botanischen Uebungen, und je höher wir kamen, um

so mehr war ich in der Vegetation zu Hause. Ich konnte meinen jungen Freundinnen schwedische Waldbeeren und Moose zeigen. Die leichten, flinken Gestalten der Mädchen und die heitern flatternden Bänder an ihren breiten Hüten versezten mich in die beste Laune, und wir gestanden einander gegenseitig daß wir noch nie vergnügter gereist seien. Sie wollen jezt alle zu Fuß gehen. Eines der Maulthiere zieht ganz unbeladen dahin, das andere trägt unser weniges Gepäcke.

Das Thal wird allmählig enger und nimmt einen düstereren Character an, aber das Hauptziel am fernen Ende steht groß und erhaben vor der Seele. Wir stehen jezt vor dem Matterhorngletscher, der in schlangenartigen Windungen von dem Felsen herabkommt, und nun vor dem Matterhorn selbst, einem colossalen Schneeriesen von unbeschreiblich trozigem Aussehen, der seinen stolzen Nacken zum Himmel zu erheben scheint als wollte er Gott und die Menschen herausfordern.

Das Thal wird bei Zermatt durch den Riffelberg, eine Hochebene von 7000 Fuß über der Meeresfläche, geschlossen, und dieses Plateau ist so zu sagen der Fußschemel der Riesengestalten des Matterhorn und Monte Rosa. Das Matterhorn, auf Französisch Mont Cervin, blickt über die Schweiz hin; der Monte Rosa gegen Italien, welches schöne Land man von seinem Schneegipfel herab wie in einem Panorama zu sehen meint.

Wir erreichten Zermatt noch früh am Tage und streiften Abends am Fuße des Riffelberges hin, auf grünen Wiesen wo das Vieh am Rande der Gletscher

graste. Am folgenden Morgen gedachten wir den Berg zu besteigen, aber der Himmel überzog sich wieder, und die blauen Zwischenräume wurden immer seltener.

Riffel, 5. Septbr., auf einer Höhe von 7500 Fuß.

Während dicker Nebel und Kälte uns hier mitten in der Eisregion umgeben, so daß wir ihre wunderbaren Formen nicht sehen können, will ich mit Sonnenschein im Herzen über unser gestriges Hinaufsteigen berichten.

Nachts zuvor, in Zermatt, war ich durch den an mein Fenster schlagenden Regen geweckt worden.

„Das ist lustig," sagte ich und dachte an die jungen Mädchen die mich hieher begleitet hatten um den Monte Rosa zu sehen.

In einer Stunde hatte jedoch der Regen aufgehört, der Mond schien tröstend durch mein Fenster herein, und ich entschlummerte wieder.

Morgens erwachte ich an Nancy's freudigem Ausruf:

„Der Mont Cervin ist ganz frei!"

Ich erhob mich schnell, und wirklich stand der trozige eisumhüllte Riese oder besser die Riesin, denn es ist eine Frauengestalt in ungeheurer Crinoline, in glizerndem Schimmer da, ihr stolzes Haupt gegen den klaren blauen Himmel erhebend. Nicht ein Wölkchen war zu sehen. Wie vergnügt waren wir über unser Frühstück, und gleich darauf begann das Steigen.

Bald kletterten wir alle, theils zu Pferd theils zu Fuß, den Riffelberg hinan, wohin jezt Ignaz Biner, der beste Führer in dieser Alpenregion, uns

begleitete. Und während des Hinanklimmens sahen wir den Alpenhorizont sich immer mehr ausdehnen, eine Eisspize um die andere erhob sich, und ungeheure Eisfelder breiteten ihre weißen schimmernden Tischtücher zwischen ihnen aus, bis die ganze nördliche Kette der Schweizeralpen in einem weiten Halbkreis um den Horizont stand. Auf grünen Ebenen auf dem Berge machten wir Plaz um das herrliche Schauspiel zu betrachten und im Sonnenschein auszuruhen. Ich war unbeschreiblich erfreut dieß in Gesellschaft meiner jungen Freundinnen sehen zu können, denn ich sah durch die Augen von ihnen allen — und wie leuchteten diese Augen!

Der Monte Rosa und seine Welt waren uns noch durch die Höhen des Riffelberges verdeckt; das Matterhorn allein thronte ohne einen Nebenbuhler vom Osten bis zum Süden. Aber das Steigen beginnt mir sehr schwer zu werden — ich habe es noch nie so empfunden; ich muß alle fünf Minuten stehen bleiben um Athem zu schöpfen. Kommt dieß von der immer dünner werdenden Luft oder vom Alter? Louise behauptet es sei die Luft.

Wir haben die lezten Alpenhütten hinter uns gelassen, und jezt sogar die lezten Bäume, die zarten Lärchen, die aussehen als ob das Steigen auch ihnen schwer würde. Der lezte Baum reicht etwas höher als der andere und neigt sich gegen den Berg hinab, als wollte er sagen: Weiter können wir nicht.

Die Alpenrosenbüsche und alle andern größeren Pflanzen oder Sträuche haben aufgehört. Es sind jezt nur noch Bergblümchen da, Nancy's kleine Lieblinge; niedriges Gras dagegen sowie Moose und

Steinflechten begleiten uns noch immer. Der Wind ist kalt geworden, und die aufgehäufte Masse des Riffelberges rückt uns immer näher. Endlich nach dreistündigem Steigen haben wir die erste große Ebene des Riffelbergs erreicht, die mit Ausnahme von wenigem gelblichem Gras ganz kahl ist, wo wir aber das Riffelhaus, das garstigste und unbequemste aller schweizerischen Hotels, mit großer Befriedigung bewillkommnen.

Ein großes Feuer brannte im Salon wo wir ausruhten und dinirten. Wir hatten jezt das Matterhorn so zu sagen unmittelbar vor unsern Augen, aber der Monte Rosa war uns durch den höchsten Gipfel des Riffelbergs, den Gornergrat, gänzlich verborgen.

Der Gornergrat ist 2000 Fuß hoch über dem Riffelwirthshaus, und Biner rieth uns heute vom Hinaufsteigen ab, weil es schon spät war und wir den Monte Rosa jedenfalls vom Plateau des Gugli aus sehen können. Es ist am besten wir warten damit bis morgen. Gesagt gethan.

Mittags, nach Tisch, brechen wir alle in größter Fröhlichkeit auf um auf den Höhen des Riffelbergs zu botanisiren, weil das Wetter herrlich ist; ein Anflug von üblem Humor von Seiten des Matterhorns, mit Wolken und kalten Winden, ist wieder verschwunden. Die Sonne scheint und die Luft ist sommerlieblich.

Wir steigen ohne Schwierigkeit einige der kleinen Hügel hinan, wo eine Schafheerde noch immer Weide findet. Wir verlassen die Masse des Riffelbergs rechts, gehen links um den Gornergrat herum, und

nun bietet sich beinahe ganz auf einmal ein Schauspiel dar, so groß, so außerordentlich und zu gleicher Zeit so schön, daß wir ganz überwältigt werden.

Es ist eine Welt von Schnee und Eis; Thürme, Berge, Thäler, Ströme, Felder, Wogen, aber nicht rauh, nicht furchtbar; eine phantastische Welt in welcher die große Masse sich mit der Weichheit und Schönheit in der Form vereint; und hier, hier zur Linken, südwärts, gegen Italien zu, liegt auf schimmernd weißen Hügeln die ungeheure Schneerose, Monte Rosa, rund und weich in allen ihren Umrissen, wie eine provençaler Rose, obschon ihre vorspringenden Blumenblätter Granitblöcke sind. Wolken sinken liebkosend in ihren weichen halboffenen Kelch und drängen ihre südliche Ecke etwas in den Schatten; aber die Sonnenstrahlen kosen sie zu gleicher Zeit, wie zum Abschied, und beleuchten unaufhörlich neue Regionen ihrer innern Welt. Weit unter unsern Füßen kriecht der Gornergletscher, ein ungeheurer Eisweg, neun englische Meilen lang. Man braucht eine Stunde um von dem Punkte aus wo wir sizen quer hinüberzugehen. Auf der entgegengesezten Seite erheben sich die Riesenberge Castor und Pollux, Breithorn, St. Theodulshorn, nebst vielen andern Hörnern und wogenden Eisspizen, bis zum Matterhorn, das die Aussicht im Norden begrenzt. Jeder von diesen Riesen ist zwölf bis dreizehntausend Fuß über der Meeresfläche. Der Monte Rosa hat über vierzehntausend und steht somit unter den Alpenhöhen der Schweiz nur dem Montblanc nach; aber seine weiche gerundete Form gibt nicht die volle Idee von seiner Höhe,

während das Matterhorn, das mehr als tausend Fuß niedriger ist, aber kühn in seiner Crinoline hinansteigt, bedeutend höher und gewaltiger erscheint.

Wir saßen eine ganze Stunde lang auf dem Gipfel des Gugli, die wunderbare Schneewelt betrachtend und bald dem Donnergetöse lauschend das zuweilen aus ihr hervorkam, um den Fall der Lawine zu verkünden die wir nur an einem da und dort aufsteigenden kleinen weißen Rauch zu erkennen vermochten, bald den mit silbernen Stimmen vergleichbaren Echos welche Ignaz durch sein Gelächter in den Bergen erweckte. Louise meinte verzauberte Prinzchen zu hören die in den Eispalästen lachten.

Die Sonne warf im Untergehen die hellsten Strahlen auf die weichen Spizen der Crina di Jazi, welche gegen den Himmel Italiens emporschimmerte, so weiß, rein und weich als gehörte sie zu irgend einem Schneeparadies. Wir wurden es nicht müde den Kampf der Sonnenstrahlen im Kelche des Monte Rosa mit den Wolken zu betrachten die sich darin einbetten zu wollen schienen. Aber plözlich erhob sich ein heftiger Wind vom Matterhorn her, und wir sahen die tückische Riesin, wohl aus Eifersucht über die Aufmerksamkeit die wir dem Monte Rosa schenkten, mit einem Gürtel dunkler Wolken eingefaßt, ein ganzes Heer von ihnen über ihrem Haupte sammeln. Augenscheinlich verstanden sie keinen Spaß, wir sahen uns also genöthigt so schnell als möglich ins Wirthshaus zurückzukehren, und hier mußten wir seitdem bleiben, in Nebel und Wolken eingehüllt welche die boshafte Hexe von Matterhorn um uns gesammelt hat. Wir trösten uns mit guten Büchern und gutem Humor,

aber für unsere Reise nach dem Gornergrat hinauf, mit seiner Aussicht auf das Alpenpanorama sowohl im Süden als im Norden, ist nur wenig Hoffnung vorhanden. Es ist so kalt wie mitten in unserem schwedischen Winter, und wahrscheinlich müssen wir jezt unsere luftige Wohnung verlassen.

Wir haben inzwischen den Monte Rosa und sein Eisreich gesehen. Chamouni ist Nichts dagegen.

Viège, 7. September.

Die Furcht vor andauerndem Nebel und Frost in der Schneeregion trieb uns nach Zermatt hinab, ohne daß wir die Spize des Gornergrats erreicht hatten. Ich bedaure es wegen meiner jungen Freundinnen, die indessen sehr fügsam und mit dem Gesehenen wohl zufrieden sind. Und sehr heiter war die Rückkehr mit ihnen zu Fuß durch das schöne Zermatterthal hinab, bei gutem Wetter. Wir breiteten unsere Mahlzeiten neben Quellen aus, tranken von ihren erfrischenden Wassern, und unsere Art zu reisen dünkte uns die angenehmste von der Welt.

Könnten wir nicht auch in Schweden solche kurze Fußreisen für unsere jungen Mädchen einrichten?

Es ist geschehen. Ich habe mich von meinen liebenswürdigen jungen Schweizerinnen getrennt, die zu ihren Eltern heimgekehrt sind. Wenn ich recht vermuthe, so wird für eine von ihnen, Louise, bald eine große Veränderung eintreten. Möge sie ihr selbst und ihrer Familie zum Heil gereichen! Sie sind mir alle herzlich theuer geworden; sie werden mein Familienband mit der Schweiz bleiben.

Und nun, Italien, zu dir! zu dir! Noch heute Nacht gehts über den Simplon.

Neunte Station.

Reise über den Simplon. Domo d'Ossola. Schlechtes Wetter. Die Tosa. Unerwartetes Zusammentreffen. Lago Maggiore. Holzfischerei. Isola Bella und Isola Madre. Die Waldenserthäler: ihre Bevölkerung, Geschichte, neueste Befreiung und gegenwärtiges Leben. Streifereien und neue Freunde. Turin. Der Po und der Monte Viso. Carl Albert. Victor Emmanuel. Graf von Cavour. Gioberti. Cäsar Balbo. Primat Italiens. Hoffnungen Italiens. Was die Wünsche Italiens sind.

Domo d'Ossola, 10. Septbr.

Die Schweiz, ihre Berge und Thäler sind jezt für mich auf der andern Seite der Alpen — und ich bin in Italien, dem vielbesungenen, dem hochgepriesenen Italien! Aber der Himmel Italiens blickt wolkig auf mich herab und es regnet. Während ich hier am Fuße des Simplon ausruhe, will ich von der Reise über den Berg ein paar Worte sagen.

Ich wartete in Viège auf den Postwagen der von Lausanne her in der Nacht durchfährt. Er kam um drei Uhr an, war aber ganz voll; doch gab man mir ein einspänniges Chaischen; ein munteres rüstiges Frauenzimmer im Wirthshaus half mir sammt meinem Gepäck hinein, und nun ging es den Berg hinan. Mein Wagen, der sich gleich anfangs sehr schwach in den Gliedern zeigte, wurde mit jedem Stoße wackeliger. Aber der eigenthümlich große Character der Reise beschäftigte meine Aufmerksamkeit. Von Beresal bis zum Fuß des Simplon ging

ich. Die Scenerie war mild und von imposanter Größe. Die Sonne beglänzte die Wolkenmasse, und der Wind jagte die nebeligen Schatten unter die Berge. Rings herum, in einem ungeheuern Kreis, schimmerten Gletscher und schneebedeckte Bergspizen unter den Wolken hervor. Vor mir erhob sich ein hoher kuppelartiger Berg dessen Spize mit schwarzen Wolken bedeckt war, während der untere Theil im hellen Sonnenschein glänzte. Es war die Spize des Simplon. Haufen von Nebelgestalten wurden durch den Wind wie in wildem Fegen um dieselbe herumgejagt, während sie den Gipfel zu erreichen suchten der sie seinerseits zurückzustoßen schien. Die schwarzen Wolken lagen drohend oben, und die weißen Nebelgestalten rannten herum wie die unglücklichen ruhelosen Seelen in Dante's Hölle. In immer größerer Zahl stiegen sie aus der Tiefe unten hinan; immer wilder wurden sie um den eisbedeckten, d. h. gleichsam in Lumpen von Eis gehüllten Berg herumgejagt, in den blendenden Sonnenschein hinein, unter der schwarzen abwehrenden Wolke. Massen von Wasser rollten mit donnerndem Getöse von den nahen Gletschern herab. Hier sind im Frühling und Herbst Lawinen zu fürchten, deßhalb hat man an vielen Stellen der Straße starke steinerne Galerien erbaut zum Schuz für die Menschen und die Fuhrwerke. Lawinen und Ströme stürzen über die gewölbten Dächer hinweg und in den Abgrund auf der andern Seite hinab. Auch jezt hängen Massen von Eis drohend auf den Höhen links an der Straße; aber sie werden sich in schäumende Flüsse auflösen und ihren Auslauf in tiefen Spalten des Berges

finden über welche der Weg geführt ist, oder mittelst starker Rinnen über die Dächer der steinernen Galerien geleitet. Einer dieser Ströme stürzt mit großer Gewalt und betäubendem Getöse hinab. Die ganze Scene war so wild und prächtig, daß es mich vor Furcht und Freude zugleich durchschauerte. Durch Alles hindurch schien die Sonne wie mit Blizesstrahlen, und als wäre sie im Kampf mit den Dämonen der Natur.

Ich wanderte indeß auf der napoleonischen Straße entlang in Sicherheit zwischen Abstürzen und dem rasenden Spiele der Wasser. Viele Zufluchtsstätten sind in kurzen Entfernungen auf diesem Theil der Straße errichtet, um den Reisenden für Unglücksfälle und Schneestürme ein Asyl zu bieten.

Der Wind wurde immer kälter und der Himmel immer wolkiger als wir durch den dunkeln Bergpaß hinabzusteigen anfingen. Die Straße ist ihrer ganzen Länge nach mit der bewundernswürdigsten Geschicklichkeit angelegt oder vielmehr gebaut. Napoleon hat sie für schwere Artillerie berechnet. „Aber können Kanonen den Simplon passiren?“ fragte er ungeduldig den General Desaix, so lange dieses titanische Werk in der Arbeit war. Friedliche Diligencen, mit friedlichen Touristen beladen, passiren ihn jezt täglich. Von den Schönheiten der Hinabfahrt will ich nicht viel sagen. Ich sah tiefbewaldete Bergklüfte und schöne Wasserfälle, aber ich hatte in der lezten Zeit so viele Schluchten und Cascaden gesehen, daß ich kaum zwischen ihnen unterscheiden konnte. Ueberdieß war es Regenwetter, und das Wachen die ganze Nacht hindurch so wie

die Kälte hatten mich schläfrig gemacht. Mit Freude begrüßte ich die wärmere Atmosphäre und labte mich an dem Bewußtsein nicht länger da oben auf den Höhen frieren zu müssen.

Mein Reisegefährte in einem kleinen Wägelchen war ein junger Engländer von der grünenden Species. Er fragte mich beständig: Was ist das? Wohin kommen wir jezt? obschon ich ihn beständig versicherte daß ich eben so wenig wisse als er und daß ich selbst zum erstenmal hier sei. Aber es half nichts und in fünf Minuten mußte ich wieder hören: Wie heißt dieser Ort da? Wo sind wir jezt? An dem Ort wo wir unser Pferd und Fuhrwerk wechselten, erhielten wir ein so kleines Wägelchen, daß in der That kein Raum zwischen uns und dem Pferd übrig zu bleiben schien.

„Nun, wohin kommt denn unser Kutscher zu sizen?“ fragte mich mein junger Reisegefährte.

„Uns auf den Schooß,“ antwortete ich ruhig.

„Um Gottes willen,“ rief er voll Entsezen, „dann will ich lieber hinten sizen.“

Und das that er auch troz des strömenden Regens. Unser Kutscher fand mittlerweile auf dem Fußtritt zu meinen Füßen einen Plaz.

Die Höhen hatten sich jezt mit reichem Grün und schönen Bäumen zu bekleiden begonnen, als ein steinerner Pfeiler an der Straße sich zeigte mit den Worten:

Italia,

Stato Sardo.

Und alsbald enthüllte sich das schöne Thal von Domo d'Ossola mit Wäldern voll gewaltiger früchte-

beladener Castanienbäume, und unter den Wäldern schimmerten weiße Häuser, Capellen und Kirchen hervor. Heitere Farben, hellgelb und roth, glänzten an den Häusern, Thoren und Thüren und machten einen angenehmen Effect.

In Isella müssen wir uns auf dem Zollhaus eine Untersuchung gefallen lassen die jedoch ohne viele Quälereien ablauft. Der Gesichtsausdruck und die Sprache sind hier ganz italienisch. Es liegt eine angenehme Freundlichkeit in diesen dunkeln Augen so wie um diese ausdrucksvollen Lippen.

Unter strömendem Regen fuhren wir in das schöne Italien hinein, auf den Gefilden Piemonts hin, zwischen bewaldeten Höhen und über die sandige Ebene wo die Tosa ihre trüben Wasser rollt. So kommen wir nach Domo d'Ossola. Hier hat Alles einen italienischen Character und sieht heiter und schön aus troz des Regens. Breite Straßen, frescobemalte Häuser, junge Leute die singen und Arm in Arm mit Rebenkränzen um die Köpfe mitten im Regen umherziehen; es macht einen sonnigen Effect.

Es regnete zur Zeit unserer Ankunft so stark, daß ich froh war möglichst bald unter Dach und Fach zu gelangen und in dem Posthause blieb wo wir Halt machten. Man führte mich in zwei oder drei große kahle Zimmer deren Böden aussahen als wären sie mit Tabaksaft aufgerieben, aber man versicherte mich, dieß sei ein schönes Schwarz und das Zimmer sehr sauber. Ich bemühte mich es zu glauben, obschon ich es nicht sehen konnte, auch habe ich es jezt noch nicht gesehen. Das Hotel ist voll von leeren kalten Zimmern, mit Thüren die nicht

schließen, Glocken die nicht läuten, und Alles in Unordnung — gar nicht wie in der Schweiz! Aber das Bett ist gut, der Tisch sehr gut, die Bedienung sehr gefällig, und am Morgen hoffe ich den Lago Maggiore zu erreichen und die borromäischen Inseln zu sehen.

Palanza am Lago Maggiore, 12. September.

Wann hat sich je ein Mensch Italien, den Lago Maggiore und die Isola Bella anders gedacht als in Verbindung mit einem hellen blauen Himmel, einer strahlenden Sonne und Alles im glänzendsten angenehmsten Ansehen? Aber ich mußte die Erfahrung machen daß, wenn es in dem schönen Italien schlecht Wetter ist, dasselbe mit einer Art von Malice anhält, und wenn es hier regnet, so hört es nicht so bald auf.

In Domo d'Ossola fand ich bloß einen Augenblick um auszugehen, mich ein wenig umzusehen und über einer Kirchthüre die großen Worte zu lesen: Indulgenza quotidiana perpetua e plenaria, eine Phrase deren volle Bedeutung ich einmal später besprechen will. Am Abend waren alle Elemente in Aufruhr, und es brach ein Gewitter aus wie ich noch keines erlebt habe — Bliz auf Bliz, Schlag auf Schlag, und was für Blize! Sie beleuchteten den ganzen Himmel und die Erde, die schwarz wie das Grab aussah, und so ging es fort bis um Mitternacht. Aber prachtvoll war der Sturm, und ich freute mich des wilden Schauspiels in meinem verlassenen Gasthof.

Tags darauf saß ich mit einem Duzend anderer Personen in einer Art von Omnibus. Drei Pferde

trabten schwerfällig auf der durchweichten Straße mit uns hin. Der Regen hatte jezt aufgehört, aber der Himmel war noch wolkig.

Auf der Station kam der Kutscher her und erklärte den Reisenden unter lautem Lachen, sie können heute nicht weiter kommen als bis nach Vogogna.

Stimmen aus dem Omnibus: — Was? Was? Nach Vogogna? Warum? Warum nicht bis Palanza?

Antwort. — Die Tosa ist ausgetreten; man kann nicht hinüber.

Lange Gesichter in dem Omnibus und düsteres Schweigen.

Wir traben wieder vorwärts und es beginnt wieder zu regnen unter leisem Donner.

Gegen Mittag kamen wir nach Vogogna, einem kleinen nicht übeln Städtchen, das pittoresk gelegen ist und für mich weiter keinen andern Fehler hat als daß es nicht der Ort ist wo wir gerne übernachtet hätten. Mitten auf der Straße steht mit sehr melancholischem Aussehen, als stände sie schon seit der Nacht da, die große Diligence vom Simplon, ohne Pferde, in Erwartung bis die Tosa die Ueberfahrt gestattet.

Jezt kommt ein großer Privatpostwagen, stellt sich auf und die Leute fragen was es bedeute. „Halt! Es ist unmöglich überzufahren," sagt die Tosa. Die Pferde werden ausgeschirrt. Darauf kommt ein großer hübscher Landauer. Dieselbe Frage, dieselbe Antwort, dasselbe Schicksal. Hierauf drei große Trainwagen großherrlichen Aussehens, wie auch die darin sizenden Herrn, sämmtlich in

grauen Ueberröcken. Es ist der König der Belgier und sein Gefolge. Niemand kann weiter, sagt die Tosa, die keinen Respect vor den Menschen hat. König Leopold schaut sich einen Augenblick etwas geringschäzig in Vogogna um und kehrt nach Domo d'Ossola zurück.

Ein Theil seines Gefolges und wir Andern trösten uns mit dem Diner. Ich verlange ein Huhn und eine Tasse Bouillon. Beide sind vortrefflich, aber ich habe von der Gewitteratmosphäre ein so schreckliches Kopfweh bekommen, daß ich mit dem Gedanken in Vogogna zu übernachten ganz ausgesöhnt bin. Mittlerweile klärt sich der Himmel auf, die Sonne scheint, und ich gehe auf eine kleine Entdeckungsreise aus, an den Schluchten neben dem kleinen Bergstrom hin.

Mittlerweile brachen einige Herrn von unserer Reisegesellschaft auf um den Zustand der Tosa in Augenschein zu nehmen. Der Fluß ist etwas über eine Stunde von Vogogna entfernt. Sie finden daß die Fähre jezt passirbar ist, kommen mit dieser Nachricht zurück und verlangen, der Conducteur solle sogleich anspannen lassen und weiter fahren. Aber eine Dame die ihren Plaz im Coupé hat erscheint nicht beim allgemeinen Aufgebot; sie ist, auf die Versicherung des Conducteurs daß man diese Reise heut nicht fortseze, in die Hügel hinaufgegangen. Die Herrn vom Omnibus schicken einige Personen ab um sie zur Rückkehr zu ermahnen, und zu gleicher Zeit zwingen sie den Conducteur weiter zu fahren. Die fremde Dame mag nachkommen wann und wie sie will. Die fremde Dame hat keine Ahnung von dem Schicksal das ihrer wartet, als sie unter den Hügeln

laut rufen hört und sieht wie man ihr nach dem Gasthof zurückwinkt.

Dort angekommen findet sie den Omnibus vor einer Viertelstunde, wie man sie versichert, abgefahren; aber eine Reisegesellschaft im eigenen Wagen wartet freundlich auf die Verlorene und erbietet sich sie bis zur Tosafähre mitzunehmen.

Die Dame bezahlt sogleich ihre Rechnung, gibt la buona mano Jedem der Etwas verlangt, und nimmt dankend ihren Plaz in dem viersizigen offenen Wagen ein. Hier befindet sie sich einem älteren Herrn, offenbar Engländer und sehr in ein dickes Buch vertieft, und einer weit jüngeren Dame vom liebenswürdigsten, gewinnendsten Aeußern und vom feinsten Benehmen gegenüber; auf dem Hintersiz ist eine junge Person die wie eine Zofe aussieht, und die Fremde nimmt den Plaz neben ihr ein. Die schöne Dame nimmt huldreichst ihre Entschuldigungen und Danksagungen auf und theilt aufrichtig ihr Erstaunen über das Benehmen des Omnibus. Im Uebrigen werden auf dem Wege nach der Tosa nicht viele Worte gewechselt; der Herr bemerkt bloß, als er just von seinem Buche aufschaut, mit humoristischem Ernst:

„Die Diligencen fahren zuerst hinüber, und wenn sie untergehen, fahren wir nicht nach, das ist Alles. Wir sind unserer Sache ganz sicher.“

Und wieder versenkte er sich in sein Buch.

Wir näherten uns jezt der Tosa, wir hörten ihr dumpfes Rauschen, und siehe! — hier, auf dieser Seite des Flusses, stehen Diligencen und Omnibus, nebst allen andern Wagen wartend, weil zuvor noch

ein großer Zug von größeren und kleineren Fuhrwerken hinübergeschafft werden muß, womit die Fähre emsig beschäftigt ist. Dieß haben meine Omnibusgefährten von ihrem Drängen.

Beim Aussteigen aus dem Wagen des Fremden sagte der mitgenommene Gast zu dem höflichen Besitzer:

„Wenn Sie je nach Schweden — nach Stockholm — kommen, so ersuche ich Sie nach Miß Bremer zu fragen, die sichs zur Freude schäzen wird Ihnen in ihrer eigenen Heimath für Ihre Güte zu danken."

„Miß Bremer!" rief die Lady. „Welch ein eigenthümliches Zusammentreffen! Miß Bremer, erlauben Sie mir Ihnen meinen Gemahl Sir Thomas Lyell vorzustellen, von welchem Sie auf Ihren Reisen in America gehört haben müssen."

„Sir Thomas Lyell? O gewiß!"

Und nun versinken wir in ein tiefes Gespräch über eine Masse von Dingen — über Leute und Vorkommenheiten in America. Wir müssen augenblicklich scheiden. Die Wagen sezen sich in Bewegung um über den Fluß zu fahren. Sir Thomas trägt selbst einen kleinen Nachtsack zum Omnibus, zu welchem wir uns durch tiefen Sand und Koth, unter Gesprächen über die Sclaverei, durchkämpfen. Die hübsche Dame winkt mir ein freundliches Lebewohl zu; wir sind übereingekommen uns in Rom wieder zu treffen; und jezt befinde ich mich auf der Fähre wo Fuhrwerke und Passagiere bereits in Ordnung stehen', jedoch auf verschiedenen Pläzen, weil die Ueberfahrt gefährlich aussieht. Die Tosa rollt rasch und breit mit ihren dunkeln aufgeregten Wassern dahin; sie ist in ihr Bett zurückgetreten, hinterläßt

aber am Ufer sichtliche Spuren ihrer Höhe vor noch wenigen Stunden.

Der tiefe Schlamm an diesen Ufern, die vielen Fuhrwerke, Esel und andere Thiere die herbeigeschafft werden müssen, das Geschrei und Gekreische der Treiber, das unbarmherzige Hineinprügeln auf die armen Thiere die im Koth und Sand beinahe versinken, alles das macht die Ueberfahrt im höchsten Grad schwierig und geräuschvoll, und die Tosa rollt indessen so schwerfällig und dunkel dahin. Aber die Fähre gleitet an ihrem starken Seil sicher über den geschwollenen Fluß, und Fuhrwerke, Thiere und Menschen kommen glücklich drüben an. Die Omnibuspassagiere kriechen wieder auf ihre Pläze, ich auf den meinigen im Coupé, zwischen zwei Herrn, welche in Gegenwart der reisenden Dame die so unerwartet von einem englischen Baronet hieherbegleitet worden ist nicht das beste Gewissen zu haben scheinen. Sie hat große Lust sie an das Gebot zu erinnern: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst,“ aber sie begnügt sich mit einem Vorwurf gegen den Conducteur. Er wirft alle Schuld auf die Herrn: „Sie hätten hören sollen wie sie mit mir umgingen.“

Die Herrn sagten Nichts, sahen aber etwas beschämt aus, und der Trab begann von Neuem.

Aber die Wolken lichteten sich; die Sterne schienen hervor, und in ihrem Licht sahen wir da und dort Stücke vom Lago Maggiore, an dessen Ufern wir eine volle Stunde hinfuhren, bis wir am Hotel de l'Univers in Palanza anlangten.

Die ganze Reisewelt scheint heute Abend ins Hotel de l'Univers geströmt zu sein: es ist übervoll,

und die Kellner haben auf so viel schreiende Stimmen zu hören, daß ein etwas blöder Reisender bis zuletzt warten muß. So ergeht es mir, aber was thuts! Ich habe doch eine Erfrischung bekommen, und gegen Mitternacht auch ein Stübchen in einem Hause oder Magazin außer dem Hotel. Allerdings gleicht die Kammer einer Gefängnißzelle, mit Spinnweben in allen Ecken und Höhen, eisernen Gittern vor dem schmuzigen Fenster u. s. w.: aber es enthält nichtsdestoweniger ein Bett, einen Stuhl und einen Tisch. Eine thätige kleine Nina hilft mir mein Bett zubereiten, und da ruhe ich herrlich, während ich von Zeit zu Zeit auf die Donnerschläge horche, und auf die Regenströme die sich die ganze ewig lange Nacht hindurch ergießen.

Am Morgen scheint die Sonne, und der Himmel strahlt südlich über dem Lago Maggiore; aber über den Höhen des Simplon und des Monte Rosa sieht es aus wie es zur Zeit der Sündfluth ausgesehen haben muß. Blauschwarze Wolken hüllen die Alpenregion ein. Nach dem Frühstück gehe ich die Straße hinaus an den See und sehe hier einer großen Holzfischerei zu.

Der See ist mit Treibholz bedeckt, welches die von heftigen Regen angeschwollenen Flüsse Tosa, Tessin und andere aus den Bergthälern hergeschwemmt haben. Holz von allen Arten: große und kleine Bäume, meist Buchen wie mir scheint — starke Aeste und dünne Zweige, Theile von Bäumen, unzählige Bretter, und Knaben und Mädchen, Männer und Weiber, Alt und Jung sind am Ufer beschäftigt das durch die Wellen hergetriebene Holz aufzufischen. Die

Jungen springen jodelnd mit ihren bloßen Beinen ins Wasser, die Alten ziehen das Kostbarere unter dem herrenlosen Gut mit Rechen heran. Viele größere und kleinere Boote sind auf dem See um mit Haken und Garnen dieselbe Art von Fischen zu fangen.

„Das nenn' ich buona fortuna," sagte ein armer Arbeiter zu mir, als er auf einem Stück Bauholz am Ufer ausruhte; „denn alles nicht gezeichnete Holz gehört demjenigen der es auffischt, und jezt können sich alle armen Familien um den See herum ihren Wintervorrath anlegen. Sehen Sie was ich gefangen habe!" Und mit strahlenden Augen deutete er auf einen Haufen Holz und Astwerk das er zusammengelegt hatte.

Das Holzfischen währte den ganzen Tag fort, obschon der Regen wieder begann. Im Verlaufe des Tages erschien piemontesisches Militär am Ufer um das Eigenthum der großen Holzbesizer zu schüzen. Die Soldaten benahmen sich musterhaft und verhinderten das Fischen nicht. Knaben und Mädchen springen ins Wasser und haschen nach den großen Fischen. Sie sind alle nackt bis um den Leib, und alle sind lustig, schwazen, jubeln, lachen. Die Mädchen sind hübsch, mit einem sonnigen Licht in ihren dunklen Augen; aber auch in der ganzen Scene ist ein sonniges Licht, wie wenn ein Volksfest gefeiert würde. Selbst die kleinen Kinder betheiligen sich. Die Väter nehmen die am Ufer sizenden Kleinen auf ihre Arme und küssen und herzen sie wie ich nie zuvor Väter ihre Kinder herzen gesehen habe, als wollten sie sagen: „Jezt haben wir Feuer unter dem Topf um die Polenta zu kochen, mein Engel!" und

die bambinos sind allerliebste Dingerchen, wie sie so halbnackt und vergnügt dasizen oder liegen: ich sah nie ein einziges weinen. Mittlerweile erhebt sich unter den Fischern ein heftiger Streit über ein Stück Zimmerholz, und sie kreischen, drohen und gesticuliren als wollten sie einander umbringen; aber es kommt nicht zu Schlägen — der Zank verdunstet in zornigen Redensarten und Geberden.

An einem großen Holzhaufen stehen drei Frauenzimmer von hübschem italienischem Typus und classischen Formen — offenbar Großmutter, Mutter und Tochter, denn alle haben dieselben Züge, und weiter unten steht ein magerer, kleiner, häßlicher, ausgetrockneter Kerl in graugelber Jacke und farblosen Hosen, der kreischt, gesticulirt und in einem heftigen Strom von Worten die Frauenzimmer beschuldigt — ich verstehe nicht recht was — wahrscheinlich sie hätten von dem Holz genommen das er gesammelt habe. Ein wohlgekleideter ältlicher Mann von gebildetem Aussehen schien der Richter zwischen beiden Parteien zu sein. Die Frauenzimmer begnügten sich mit wenigen Worten und großen Gesticulationen, indem sie Arme und Hände ausstreckten, als wollten sie den kleinen Kerl anklagen, der nicht ganz bei Verstand zu sein schien und wie verrückt um sie her schoß. Troz ihrer stolzen Haltung und hübschen Personen, wie auch troz der höchst lächerlichen Figur die auf der andern Seite der Bursche schnitt, schien es mir als ob das Recht nicht auf ihrer Seite wäre. Der Friedensstifter beendete den Streit damit daß er das graugelbe Männchen mitnahm, wahrscheinlich um ihm eine förmliche Anklage gegen die Weibsleute aufzusezen. Die jüngste

von ihnen, eine hübsche Brünette mit langen schwarzen Zöpfen, schickte den beiden Männern eine verächtliche Geberde nach, als sie vom Schauplaz abtraten.

Die Dämmerung kam, und Alle bereiteten sich zur Heimkehr mit ihrer Beute. Die Männer schleppten Balken und Zweige hintennach, die alten Weiber trugen die kleineren Stücke die sie gesammelt hatten in Körben auf ihrem Rücken. Jeder hatte Etwas.

„Das Leben ist schwer hier für die armen Leute in Piemont," sagte einer der alten Holzfischer zu mir. „Es ist hier nicht wie in Frankreich, wo Jeder so viel bekommen kann als er für sich und seine Familie bedarf. In Piemont sind Einige sehr reich und Viele sehr arm."

„Ich muß darüber Näheres hören bevor ich Dir glaube, mein lieber alter Mann," dachte ich.

Ich habe jezt ein besseres Zimmer im Welthotel erhalten, mit freier Aussicht auf den See, und ich werde nicht weiterreisen bevor ich ihn und seine Inseln im vollen Sonnenglanze gesehen habe.

Montag Abend, 14. September.

Jezt habe ich das! Gestern war ein herrlicher Tag; der ruhige See spiegelte den hellen blauen Himmel zurück.

Um neun Uhr Morgens führte mich das Dampfboot von Lucmagno nach der Isola Bella.

Der borromäische Palast und seine Gärten nehmen beinahe den ganzen Raum der kleinen Insel ein, auf welcher sie hoch über dem See auf Terrassen erbaut sind. Es ist eine Art von Feenpalast, wo die

Kunst Alles geleistet und sogar der Natur Zwang angethan hat. Alles ist simmetrisch, selbst in den Gärten; Bäume, Blumen, Statuen, Alles steht am rechten Plaze. Im Palast sind viele prächtige große Zimmer, wie auch Gemälde die ich für werthvoll halte; aber von diesen konnte man sich keinen richtigen Begriff machen, weil die Fremden gleichsam nur hindurchgetrieben werden. Prächtige Möbel, Mosaiktische, Curiositäten sind in Menge vorhanden. Unter lezteren bemerkte ich eine Marmorbüste von Carlo Borromeos, mit der Inschrift Humilitas: darüber schwebte eine goldene Krone.

Der untere Stock des Palastes, der beinahe gänzlich aus Mosaikhallen besteht, schien mir der originellste Theil zu sein. In den obern Marmorhallen konnte ich einen flüchtigen Blick auf einige Gestalten werfen die meine Neugierde noch stärker erregten als ihre Luxusartikel. Es waren ein hochgewachsener älterer Herr mit kahlem Haupte, ein jüngerer dito mit einem hübschen braunen italienischen Gesicht, und zwei ganz junge Mädchen mit weißen Schürzen, dunkeln Augen und langen dunkeln Flechten. Die jungen Mädchen schienen etwas neugierig nach der Masse von Fremden zu sehen welche ein Livreediener durch die Prachtzimmer führte, wurden aber daran von den Herren verhindert und trösteten sich damit daß sie über den Marmorboden walzten und, so oft sie an einer offenen Thüre vorbeikamen, vergnügte fragende Blicke in die Galerie warfen wo die Fremden standen. Ich sah auch durch eine halboffene Thüre einen für wenige Personen gedeckten Tisch, so einfach wie im Hause eines wohlhabenden Landgeistlichen; aber diese Seite des Pa-

lastes war den Neugierigen verboten, und ich konnte in diesen wenigen Momenten nur einen flüchtigen Anblick von der gegenwärtigen borromäischen Familie bekommen welcher diese berühmten Inseln gehören. Der alte Graf, sein Sohn und diese zwei Töchter bewohnen zur Zeit die Isola Bella.

Man sagt daß der Palast und die liegenden Gründe der Isola Bella jährlich 30,000 Franken zur Unterhaltung kosten. Die Familie die sich dieses Besitzes rühmen darf, ist noch immer unermeßlich reich. Was mich bei diesen Herrlichkeiten am meisten wundert, ist der Umstand daß man für ein bloßes Kinderspielzeug so viel Geld ausgibt und sich so viele Mühe macht, denn in Wahrheit ist dieses kleine große Stück Kunstarbeit nichts Anderes. Es erscheint unendlich klein inmitten seiner großartigen Umgebung, zwischen dem See und den Bergen. Selbst von der höchsten Terrasse ist die Aussicht nicht großartig, weil die Insel zu nah an den gebirgigen Ufern auf der einen Seite liegt, und weil das Auge rings umher nichts als den See, der nicht groß erscheint, und seine Guirlande von Bergen erblickt. Auf demjenigen Theil der Insel der nicht von dem Palastterrain in Anspruch genommen ist steht ein Gasthof mit elenden Nebengebäuden.

Hier traf ich eine amerikanische Familie die ich vor einigen Jahren am westlichen Ufer des Mississippi gesehen hatte. Jetzt wie damals war die Begegnung freundlich. Alle Theile der Welt rücken einander immer näher. Auch die menschlichen Wesen — Dank sei es dem Dampfe und dem Einflusse des Geistes.

Ich wünschte von hier aus ein kleines Boot auf

die Isola Madre zu nehmen, wohin man in einer halben Stunde fährt, und ging also ans Ufer hinab, wo eine Menge Gondeln neben einander liegen. Ein Herr mit schwarzem Backen- und Schnurrbart eilte voran um mir, wie er sagte, mit dem Schiffer markten zu helfen. Er half mir in so weit daß der kleine Ausflug mich sieben Franken kosten sollte, und zwei kräftige Ruderer machten sich mit großer Wichtigkeit bereit mich am Bord ihrer Gondel zu empfangen. Sieben Franken ist die Taxe, versicherten sie und der braune Herr.

„Sehr gut!“ sagte ich; „so amüsiren Sie sich selbst mit ihnen. Ich für meinen Theil will lieber mit dem Dampfschiff nach Palanza zurückfahren und dort ein Boot nehmen.“

Und ich ging ganz ruhig gegen den Palast zurück.

Aber jezt kam einer nach dem andern aus den Booten mir nachgelaufen. „Signora, wollen Sie einen Schiffer?“ „Einen Schiffer, Signora?“ „Hier ist einer!“ „Da ist einer!“ „Nehmen Sie diesen, Signora, er rudert Sie für vier Franken — ja sogar für dritthalb Franken. Nehmen Sie ihn; ich stehe gut für ihn.“ „Nehmen Sie mich, Signora, ich rudere Sie für drei Franken so weit Sie wollen.“ Der lezte Sprecher war ein ältlicher Bootführer mit einem ausgezeichnet offenen und gutmüthigen Gesicht von kräftigem italienischem Gepräge. Ich nickte ihm zu und stieg in sein Boot, eine große gute Gondel, wohin die zornigen Blicke des braunen dienstfertigen Herrn und seiner Leute mir nachfolgten.

Es war ein warmer sonniger Tag; der See lag

wie ein Spiegel da, und die Ueberfahrt war ruhig und glatt wie ein solcher.

„Seid Ihr verheirathet, Francisco?" fragte ich meinen Bootführer, der stehend ruderte und sich dazu vorwärts beugte.

„Nein, Signora."

„Wirklich? Aber Ihr habt jezt Zeit daran zu denken."

„Die Zeit ist vorüber, Signora; es ist jezt zu spät. Aber wenn ich auch niemals verheirathet war, so war und bin ich doch noch immer Familienvater."

„Wie so?"

„Als meine Mutter starb, hinterließ sie mir vier kleine Mädchen zum Versorgen. Die Aufziehung dieser vier povere ragazze und ihre Verheirathung hat mir viel zu schaffen gemacht — und Sie dürfen mir wohl glauben, das Ding war nicht so leicht. Jezt habe ich nur noch die jüngste. So sind die Jahre dahingegangen, und ich habe nicht Zeit gehabt an's Heirathen zu denken — und nun bin ich zu alt."

Der ehrliche Francisco dachte offenbar nicht daran wie schön diese kurze anspruchslose Selbstbiographie war. Er sah fromm und friedsam aus und schien ganz befriedigt mit seinen vier ragazze.

Als wir uns der Treppe näherten die zur Isola Madre hinaufführt, sah ich daß der steinerne Gürtel der die grüne Insel umgibt durch eine Thüre verschlossen war. Aber kaum hatten wir das Land am Fuße dieser Treppe berührt, als ein junger Mann die Thüre öffnete und mit sichtlichem Vergnügen die einsame Fremde willkommen hieß. Er war der Hüter

dieses kleinen irdischen Paradieses; denn die Isola Madre ist ein wahres kleines Paradies wo eine Menge schöner und seltener Pflanzen, aus vielen Ländern der Welt gesammelt, mit so schöner Kunst gruppirt sind, daß man sich nur der Lieblichkeit der Natur bewußt wird. Aloen die alle hundert Jahre einmal blühen, wachsen hier neben den Fichten des Nordens; man wandelt durch die bezauberndsten Lorbeer- und Camelienhaine; Cedern strecken ihre schattigen Zweige über den weichen blumenreichen Rasen empor; Theebäume wachsen unter Rosen; an der steinernen Mauer entlang schimmert der glänzende Amaranth heraus; Citronen- und Orangenblüthen verbreiten ihre Wohlgerüche von hohen Spalieren her, und außerhalb der Mauern auf den Felsen wachsen colossale Cactus die der Landschaft einen tropischen Character verleihen. Ich erkannte viele Pflanzen die ich in America und auf Cuba gesehen hatte. Tauben gurrten und Goldfasane stolzirten in den schattigen Alleen von grünen Büschen mit ihren glänzenden Blüthen und Beeren. Wohin ich schaute, überall war etwas Schönes und Ungewöhnliches, und Alles war so vollkommen wohlgehalten und so frisch wie in einem ewigen Frühling. Mein junger Begleiter schien sich an meiner Freude über die Pflanzen und an meiner Sachkenntniß die ich bei vielen an den Tag legte zu ergözen. Er wand mir einen Strauß von den schönsten Blumen.

Aber der junge Sohn Adams fand es dennoch langweilig in diesem Paradiese, weil er allein, ohne eine Eva und ohne Gäste, da wohnte. Als ich ihn fragte ob ihm in dieser Einsamkeit das ganze Jahr

hindurch die Zeit nicht manchmal lang werde, da antwortete er:

„Ach ja, freilich. Niemand kommt hieher; alle Fremden gehen auf die Isola Bella. Wenn ich jedoch verheirathet wäre, so könnte man recht angenehm hier leben — aber der Graf will nur unverheirathete Diener.“ Und er seufzte.

Nachtigallen singen hier zahlreich im Frühling, während die Camelien in Blüthe stehen und die Rosen die Luft durchduften. Welch ein Aufenthalt für den Honigmond! Es wundert mich daß noch kein reicher Engländer bei seiner Hochzeitreise daran gedacht hat.

Das Schloß oder die Residenz auf der Isola Madre ist unbewohnt, scheint auch nicht zu einer Wohnung angelegt zu sein; doch sind einige große und hübsche Zimmer da die weit umfassendere und schönere Aussichten gewähren als man auf der Isola Bella haben kann. Die Insel liegt beinahe mitten im See und war die am längsten angebaute, wie auch die größte der borromäischen Inseln — daher ihr Name Isola Madre. Die Insel San Giovanni ist bloß Grasboden und etwas Rebland. Die Fischerinsel ist gänzlich mit kleinen garstigen Fischerhütten bedeckt.

Es gibt ein Sprichwort: wer die Isola Bella gesehen habe, der habe auch die Isola Madre gesehen. Dieß ist grundfalsch! Die Isola Bella ist ein irdisches Kunstwerk und läßt das Herz kalt; die Isola Madre dagegen ist ein irdisches Eden, demjenigen ähnlich das alle glücklichen liebenden Herzen in sich

selbst besitzen, ein Miniaturbild des ersten Paradieses, wo Alles schön und Alles gut war.

Mein ehrenwerther Francisco ruderte mich nach Palanza zurück, und nachdem wir mit gegenseitiger Herzlichkeit geschieden, ging ich aus um die große Promenade zu besuchen — denn auch Palanza hat eine solche am Ufer des Sees entlang.

Der Abend war lieblich und ruhig. Ich sezte mich auf eine Steinbank unter eine schattige Buche, ein wenig abseits der Straße. Just gegenüber auf der andern Seite der Straße saß auch ein armer blinder Mann unter einem Baum. Als er Fußtritte herankommen hörte, streckte er seinen Hut vor und sprach dabei ein eintöniges Gebet, wovon ich nur den Namen Maria deutlich hören konnte. Und nun kam eine Gruppe von Spaziergängern nach der andern, Damen mit Crinolinen so stattlich wie Sträuße und Herren mit Cigarren im Munde, aber alle gingen an dem blinden Mann vorbei, Niemand hörte auf sein Gebet. Dort kommt jezt ein hübschgekleidetes Dienstmädchen, hinter ihrer jungen Gebieterin dahingehend, die eine Mantille über ihrem hübschen Kopfe und einen kleinen Jungen an der Hand hat. Sie kommen an den Plaz wo der blinde Mann sizt. Er streckt seinen Hut vor und murmelt sein Gebet; das Dienstmädchen greift in ihre Tasche, jezt bekommt er sicherlich ein Almosen! Nein, das Mädchen läßt ihre Hand in der Tasche, und sie gehen vorüber. Jezt hört man lautes Pferdegetrappel, und drei hübsche Equipagen fahren hinter einander vorüber. Auf dem hohen Bock der vordersten sizt ein junger Mann und eine hübsche ältliche Dame — sie ist es die die Zügel

hält und die starktrabenden Pferde lenkt, ein stolzer Anblick! Auch sie fahren vorüber ohne von dem Bettler Notiz zu nehmen. Und Hunderte gehen vorbei, aber nicht ein einziger von allen widmet dem blinden Mann einen Blick. Es ist wahrhaft betrübend dieß in einem Lande zu sehen wo dem Religionsbekenntnisse zufolge das Almosengeben zu den ersten Pflichten des Christen gehört. Es ist wahr daß die Stimme des Bettlers und die Form seines Gebets nichts sehr Anziehendes haben; aber er ist alt, schwach und blind; er kann die Sonne und die unaussprechliche Schönheit des Abends nicht schauen. Es ist jezt bereits spät; die Schatten steigen herab und die fröhlichen Spaziergänger verschwinden immer mehr. Jezt leert sich die Straße gänzlich — nein da kommt noch ein Junge von etwa zwölf Jahren, in lederner Schürze, offenbar eines armen Mannes Kind: er pfeift sorglos und ist bereits an dem blinden Greise vorüber, als er auf einmal inne hält, stehen bleibt, um sich schaut und sein Beutelchen herauszieht — es sieht sehr mager und leicht aus, aber es enthält nichtsdestoweniger ein Scherflein für den blinden Mann. Dank, guter Junge! sagte ich im Stillen, und der blinde Mann und ich gehen beide getröstet, jedes für sich, nach Hause.

Ich habe heute mit dem Dampfboot einen Ausflug nach Tessin in die italienische Schweiz gemacht, deren südliches Ufer von den Wassern des Lago Maggiore bespült wird, um ihre Hauptstadt Lucarno und die Ufer an dieser Seite des Sees zu sehen.

Lucarno liegt am Seeufer mit einem Hintergrund von grünen bewaldeten Höhen, direct der

Mittagssonne ausgesezt, ein schöner Aufenthaltsort im Winter, aber furchtbar heiß im Sommer. Die grünen Berge mit ihren weißen Häusern und Kirchen, besonders die Kirche Santa Maria del Sasso, zu welcher der Weg im Zickzack den Berg hinauf an vierzehn Capellen oder Stationen vorbeiführt, bieten eine schöne Aussicht. Platanen und Orangen wachsen um die Stadt her. Die Leute sehen italienisch aus, sprechen italienisch und sollen in stark verschiedene Classen oder eigentlich Kasten abgesondert sein. Niemand würde hier bemerken daß Tessin einer der Staaten der Eidgenossenschaft ist. Die Bevölkerung steht nicht im besten Rufe.

Der Lago Maggiore erinnert mich einigermaßen an den Vierwaldstädtersee, obwohl dieser mehr Mannigfaltigkeit und Größe hat. Doch sieht man hier die schneeigen Gipfel des Simplon, die Cima di Jazzi und das Stralhorn dann und wann über die niedrige Alpenkette hervorblicken, um die nordwestliche Seite des Sees her. Der Tag war warm und sonnig, die Luft kam mir erdrückend vor.

Was den so viel gepriesenen italienischen Himmel betrifft, so kann ich bis jezt nicht sehen daß er schöner sei als der schweizerische oder auch der schwedische an guten Tagen. Aber vielleicht bin ich noch nicht in der rechten Verfassung die italienische Schönheit zu verstehen. Die Reise auf den Monte Rosa und über den Simplon hat meine Brust angegriffen und eine Müdigkeit bei mir hinterlassen die mich etwas niederdrückt. Und jezt ist es Abend und dunkel draußen, und ich schreibe mit der Bemühung gewisse Gefühle zu verscheuchen die, wie Dämmerungsvögel,

sehr geeignet sind um diese Tageszeit zu erscheinen, besonders im Herbst, und die mir so zu sagen vor dem Leben und der Mühe meiner einsamen Reise bange machen. Ich will auf das Rauschen ihrer nächtlichen Flügel nicht hören; ich weiß ja wohl daß ich am Morgen meinen Muth wieder hergestellt finde. Und dessen bedarf ich besonders an dem Morgen wo ich eine wahrscheinltch mühselige Tagreise nach Turin vor mir habe. Ich werde indeß für den Augenblick nicht lange dableiben, sondern nach den Thälern der Waldenser gehen und der Hauptstadt Piemonts meinen Besuch etwas später abstatten.

Ich nehme vom Lago Maggiore ohne Bedauern Abschied, wiewohl ich seine ganze Schönheit sehe. Aber die Schönheit der Seen mit ihrem frischen Wasser hat etwas Leeres und Beschränktes was mir nicht genügt. Ich verlange eine Aussicht auf ein weites Land, durch welches Nebel und Wolken in ihrer wilden Bahn hineilen und ihre wandernden Schatten hinabwerfen, oder über den unermeßlichen freien salzigen Ocean, wo Schiffe kommen und gehen, wo — — Gute Nacht!

La Torre, 20. September.

Ich befinde mich in den Thälern der Waldenser, in der ältesten Heimath und am frühesten Herde des evangelischen Protestantismus auf der Erde. Wie vollständig mir das zusagt! Es ist mir jezt als hätte ich seit meiner Ankunft in Italien beständig geschlafen, geschlafen am Lago Maggiore, auf der Isola Bella, in Turin, und als wäre ich erst hier erwacht, wo die Hügel und die Wälder reden, wo die Flüsse singen vom Leben geistiger Freiheit, von

meiner, deiner und unser Aller Freiheit und Erleuchtung durch unsern Erlöser Jesum Christum.

Ueberdieß ist es hier so unendlich schön! Ein lieblicher Tag, gleichsam berauscht vom Sonnenschein, folgt auf den andern und erfreut die wohlbewässerte Erde. Auch die Lage dieser Thäler und ihre Scenerie sind herrlich.

Von den südlichen Reihen der cottischen Alpen her sich erstreckend, breiten sich diese Thäler fächerartig gegen die piemontesische Ebene aus, auf welcher sie zwischen den gewaltigen Bergrücken wie auf einer hohen Terrasse liegen. Die fruchtbaren Höhen und Ebenen an den Bergrücken entlang sind mit Castanienwäldern bedeckt die eben jezt voll von Früchten hängen, das Manna der Thäler genannt, weil es den Thalbewohnern das ganze Jahr hindurch von einem Herbst bis zum andern Nahrung liefert. Weiter unten wächst der Maulbeerbaum in großer Ueppigkeit, ferner Mais, Weinreben u. s. w., untermischt mit schönem Weideland, während durch alle diese Thäler Flüsse tanzen und Bäche hüpfen, klarer und frischer als ich sie sonst irgendwo gesehen habe; so die Flüsse Lucerna und Angrogna und der wilde Germanasco im Thale von San Martino. Alle kommen aus Quellen in den Alpen, und alle tragen dazu bei mit ihren reinen Wassern den mächtigen Po zu schwellen, der sie durch Italien in den großen Ocean führt.

Die Thäler laufen in Strahlen von den Bergen nach der Ebene aus und gewähren bei ihrer Oeffnung eine Aussicht die beinahe so groß ist wie über die See, besonders am Morgen wenn der Nebel die

Ebenen bedeckt und die Sonne über dieses Nebelmeer aufgeht, in einer Ausdehnung von 150 bis 200 Miglien, und die blaue Bergkette der Apenninen bescheint, welche den fernen Horizont in den Staaten Toscanas begränzt.

Ein Berg mit Namen Cavour erhebt sich wie ein Felseneiland einsam aus diesem Nebelmeer inmitten der Ebene. Die schönen bewaldeten Thäler gleichen einem friedlichen Hafen aus welchem man auf den Ocean hinausblickt, dessen Stürme die Ruhe desselben nicht stören. Ach, aber es ist häufig anders gewesen; die Thäler waren oft, statt ruhiger Häfen, Stätten blutiger Verfolgungen und Kämpfe: doch waren sie zur gleichen Zeit auch glorreiche Zeugen für die Kraft des Glaubens und der Geduld, für den Sieg des Lichtes — des Lichtes das in der Dunkelheit scheint. Lux lucet in tenebris, war seit den ältesten Zeiten das Motto in den Kirchen der Waldenser; es steht um den Candelaber her der in ihr Siegel eingegraben ist.

Wie viel habe ich seit meiner Ankunft dahier gelebt und genossen, während meiner Streifereien in diesen lieblichen Thälern und bei meinem Verkehr mit ihren Bewohnern, sowohl Bauern als Leuten von den gebildeten Classen! Zuerst unter den leztern muß ich den evangelischen Prediger erwähnen, Herrn Meille, Pfarrer an der neuen Waldenser Kirche in Turin, der aber nebst seiner Familie seinen Sommeraufenthalt in den Thälern hat; einen Mann von italienischer Grazie, sowohl in Sprache als Benehmen, und von der wärmsten Liebe für die Thalbewohner und ihre Lehren, mit den schönsten Talenten als Geistlicher

und Lehrer ausgestattet; und Louise Appia, die Vorsteherin der Mädchenschulen in den Thälern, eine edle liebenswürdige Dame und vortreffliche Lehrerin. Auf den Bänken ihrer überfüllten Schulen sieht man das Bauernmädchen und die Abkömmlingin der Dogen von Venedig neben einander sizen, am gleichen Unterricht und an der gleichen ernsten mütterlichen Obhut theilnehmend. Durch diese hochachtungswerthen Personen wurde ich mit der lezten Geschichte der Waldenser und ihrem gegenwärtigen Leben bekannt.

Erlaube mir jezt, liebe L., Dir einige Züge aus dieser Geschichte zu skizziren, wobei ich in Deinem Herzen den Wunsch zu erwecken hoffe noch mehr zu erfahren; denn es ist dieß eine Episode in der Geschichte eines christlichen Volkes die Allen bekannt sein und vom Vater zum Sohn, von einer Generation zur andern wiederholt werden sollte, zum Beweis daß die Vorsehung wacht über einem gläubigen und hochherzigen Volke, dem Israel der Thäler, wie die Waldenser genannt zu werden verdienen.

Aber nur Weniges, und dieses unbestimmt, ist von den ersten Anfängen der Waldenserkirche bekannt, und über den Ursprung ihres Namens sind die Gelehrten noch jezt uneinig. So viel ist gewiß daß schon in der frühesten Periode wo das Licht der Geschichte auf die Gegend zwischen dem Mont Cenis und dem Monte Viso an den Quellen des Poflusses hereinzufallen beginnt, die Einwohner derselben als Christen bezeichnet werden die vielfach im Glauben, in kirchlichen Gebräuchen und in der Regierung von derjenigen Kirche abweichen, welche unter der Macht

des Papstes im übrigen Italien herrschend wurde. Die evangelischen Apostel dehnten ihre Reisen sehr frühe über die cottischen Alpen aus, um die frohe Botschaft von dem Erlöser an die Ufer des Rheins und der Rhone zu überbringen.

Geschichtschreiber erzählen daß Christen von der thebanischen Legion im zweiten Jahrhundert vor Verfolgungen um ihres Glaubens willen an den Fuß des Monte Viso, zu den Quellen des Po geflohen seien. Im vierten Jahrhundert wird ein gewisser Vigilanti aufgeführt, der nach heftiger Protestation gegen die Bilder- und Reliquienverehrung nebst andern Mißbräuchen der römischen Kirche aus Rom fliehen mußte und „in einem Bezirk zwischen den cottischen Alpen und dem adriatischen Meer eine Zufluchtsstätte und Freunde fand.“ Im achten Jahrhundert trat die Gemeinde der Thäler in ein helleres Licht, als Claudius, Bischof von Turin, wie man sagt, die rauchenden Kohlen der Kezereien Vigilantis anblies und mit einer Abhandlung gegen die Mißbräuche und Usurpationen Roms auftrat, worin er zugleich die piemontesischen Gemeinden in ihrer Protestation gegen dieselben aufmunterte. Er stüzte sich auf die Worte des Origenes in seinem Commentar zum Evangelium Matthäi.

„Wenn wir auch mit Petro sagen: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn,“ dann wird, nicht durch unser eigen Fleisch und Blut, sondern durch das Licht Gottes in unserem Herzen, jeder von uns ein Fels werden. Wer von Christi Jüngern das Wasser trinkt das aus diesem geistigen Felsen fließt, der mag auch seinen Namen führen. Die

Worte: „die Thore der Hölle sollen nicht obsiegen wider diesen Felsen," sind auf alle Apostel anwendbar. Alle Nachfolger Christi leiten ihren Namen von diesem Felsen ab u. s. w."

Im zwölften Jahrhundert wird das Volk der Thäler in vielen römisch-catholischen Schriften als ein ungläubiges Volk erwähnt, welches die Rechte der Päbste und Cardinäle läugne, die heiligen Schriften übersetze und in Umlauf bringe, wie auch Apostel ausschicke um das Evangelium im Widerspruch mit der Lehre der römischen Kirche zu predigen. Die Waldenser, hieß es, seien ein Volk von Hirten und Ackerbauern; gegen ihre Moralität wurden keine Anklagen erhoben. Die geachtetsten Schriftsteller legen für die Unschuld und Nüchternheit ihres Wandels die vollsten Zeugnisse ab.

Ihre Priester wurden Barben [1]) genannt, von Barba, was in ihrer Sprache einen ältlichen, ehrwürdigen Mann bezeichnet und noch heut zu Tage von den ältesten Personen in der Gemeinde, besonders von älteren geschätzten Männern, gebraucht wird. Bon soir, Barba! sagte Louise Appia, wenn wir bei unseren Streifereien im Thale einem ältlichen Bauern begegneten.

Die älteste vorhandene Uebersetzung des Neuen Testaments ist in der Sprache der Waldenser, genannt **Romaunt** oder lingua rustica Romana, abgefaßt.

Diese Barben wurden einige Jahre in der Einsamkeit erzogen, mitten unter ernsten Studien, an

---

[1]) Sie wurden von diesen als von ihren Aeltesten regiert.

einem Plaz genannt Pra del Tor, tief in den Bergen, im Thale von Angrogna. Dort studirten sie die Bibel, das menschliche Herz und die Natur, weil sie Aerzte sowohl für den Leib als für die Seele werden sollten. Nach diesem Studiencurs verbrachten sie etliche Jahre in noch tieferer Einsamkeit, und die Tradition sagt daß auch fromme Frauen in ähnlicher Einsamkeit gelebt haben, streng abgesondert von der Welt.

So vorbereitet, zogen die jungen Männer — zwei und zwei, ein älterer und ein jüngerer — aus, um das Evangelium in die verschiedenen Theile der Welt zu bringen. Zuweilen reisten sie als Hausirer (in der alten Sprache sind noch immer naive Lieder darüber vorhanden) und als solche gewannen sie oft Zutritt zu hochgeborenen Damen, an welche sie Perlen und andere Schmucksachen verkauften. „Aber wenn sie mittelst dieser ihre Aufmerksamkeit geweckt hatten,“ erzählt ein Autor lustig, „dann sagten sie, sie hätten eine noch köstlichere Perle, eine noch weit werthvollere Schmucksache in ihrem Vorrath; und wenn Jemand sie zu sehen wünschte, so brachten sie die heilige Schrift hervor, legten sie nach ihrem eigenen Glauben aus, so daß sie den Wunsch einflößten das Buch zu kaufen, und auf solche Art zogen sie Seelen von uns zu ihrer Apostatensecte hin.“

Die Waldenser lebten lange Zeit ungestört im Schuze ihrer Berge, ihrer ländlichen Beschäftigung und ihrer reinen einfachen Sitten. Sie bauten ihre Felder, übten ein reines Christenthum und empfingen das heilige Abendmahl mit Brod und Wein, dem Gebrauche der ältesten Kirche gemäß. Ein ihnen

freundlicher Schriftsteller sagt: „Es ist unter ihnen kaum eine Frau zu finden die nicht so gut wie jeder Mann den ganzen Text der Schrift in ihrer gewöhnlichen Sprache lesen kann. Sie unterweisen in der reinen Lehre und ermahnen zu einem gottseligen Leben.“

Aus dem elften Jahrhundert stammt eine Art prosaischer Dichtung, La Noble Leiçon genannt, welche von dem sittlichen Leben und der Lehre der Waldenser zeugt. Ihre Kirche hatte damals blühende Colonien in Apulien und Calabrien gegründet. Sie hatten Verbindungen mit dem Dauphiné und der Provence und sind Glaubensbrüder der nachmals so grausam verfolgten Albigenser.

Aber das klare Licht das im Dunkeln schien begann sich jezt mit allzu starkem Glanz auszubreiten. Das Pabstthum erschrack dorob und bedrohte die Gemeinden mit Excommunication, wofern sie sich nicht den Gebräuchen und Verordnungen der römischen Kirche anschlößen; sie antworteten: „Lieber den Tod als die Messe!“ Darauf begann eine blutige Verfolgung gegen sie. „Warum?“ fragten die Waldenser. „Wir folgen bloß den Gebräuchen und Gesezen die wir von unsern Vätern seit der Apostelzeit geerbt haben.“ Die Antwort darauf bestand in Einkerkerungen und den grausamsten Hinrichtungen. Diese wurden in Calabrien mit solcher Wuth vollzogen, daß die blühende Gemeinde daselbst bald vertilgt war.

Wer vom Gemezel entkam, floh in die Berge der Waldenser, auf welche bald die ganze Kirche der Waldenser sich beschränkte. Aber beinahe in jedem spätern Jahrhundert wurden sie von den Verfolgun-

gen der römisch-catholischen Kirche und ihrer Miethlinge, blutdürstiger und raubsüchtiger Soldaten, heimgesucht. Die Geschichte hat keine grausameren, aber auch keine heroischeren Scenen als die sich in diesen Thälern von Zeit zu Zeit immer aufs Neue wiederholten. Da ist nicht ein einziger Fels oder Fluß den nicht Märtirerblut gefärbt hätte. Aber sie duldeten heiter, heldenmüthig; sie ermunterten einander eher zu sterben als von ihrem eigenen und ihrer Väter Glauben abzuweichen. Ich will unter vielen Einzelzügen nur den folgenden hervorheben:

Im fünfzehnten Jahrhundert wurde einem Mann die Wahl gestellt binnen drei Tagen zum römischen Glauben überzutreten oder verbrannt zu werden. Er war im Gefängniß als dieser Spruch gefällt wurde, und nun verlangte sein Weib ihn zu sprechen, da sie ihm etwas für seine besten Interessen Wichtiges zu sagen habe. Da man nicht zweifelte sie werde ihn zur Abschwörung bereden wollen, so ließ man sie ins Gefängniß. Aber wie groß war das Staunen und der Aerger der Aufseher, als sie hörten wie sie ihren Mann zu festem Ausharren bis ans Ende ermahnte! „Bekümmere dich um Nichts was dieser Welt angehört," fuhr das Heldenweib fort. „Denk nicht daran daß du mich als einsame Gattin zurücklässest, denn ich werde dich mit Gottes Gnade zum Tod begleiten. Denk nicht an die Qualen des Todes, denn sie sind bald vorüber." Und sie bat so inständig um Erlaubniß auf demselben Scheiterhaufen mit ihrem Mann zu sterben, daß man ihren Wunsch zuletzt gewährte.

Während des grausamen Zuges welchen der Mar-

quis Pianezza durch die Thäler unternahm, fielen die Frau und Töchter des wackern Janavel in seine Gewalt. Der Marquis ließ ihm sagen: wofern er seiner Kezerei nicht entsage, so würden seine Frau und seine Töchter lebendig verbrannt werden. Janavel antwortete, er würde eher die grausamsten Folterqualen erleiden als seine Religion abschwören; wenn der Marquis seine Frau und Töchter verbrenne, so können die Flammen ja doch nur ihre Leiber zerstören, ihre Seelen aber empfehle er der Hand Gottes, wie auch seine eigene.

Ein junges Mädchen war mit ihrem Großvater einer Soldatenbande, die mordend in den Thälern umherschweifte, entflohen und hatte in einer der zahlreichen Höhlen hoch oben unter den Bergen Zuflucht gefunden. Eines Nachts, als sie sich, wie gewöhnlich, herausstahl um für sich selbst und den alten Mann Castanien zu holen, wurde sie von den Soldaten entdeckt und in ihr Versteck verfolgt. Sie tödteten den armen Greis und wollten eben das Mädchen ergreifen; diese aber, als sie zwischen Schande und Tod kein Entrinnen sah, wählte kühn den lezteren, riß sich aus den Händen der Kriegsknechte los, warf sich köpflings vom Felsen herab in den Strom — „und kam ums Leben," sagt der alte Geschichtschreiber, Gilly, ganz einfach. Die Ueberlieferung fügt hinzu, sie habe ihre Lieblingshymne gesungen als sie den Fluß hinabgeschwemmt worden sei.

Aehnliche Scenen wiederholten sich Jahrhundert um Jahrhundert, in einem Thal ums andere. Aber die gewaltsamen Verfolgungen verwandelten die friedlichen Leute allmählig in Krieger. Sie erhoben sich

gegen ihre Unterdrücker; sie fochten mit ihnen, und die kleine Schaar errang oft merkwürdige Siege über einen weit überlegenen Feind. Diese Siege und die Ueberzeugung von der Fruchtlosigkeit aller Verfolgung verschafften den Waldensern endlich eine lange Periode der Ruhe, während welcher sie ihre verödeten Felder wieder bebauen und ihren Gottesdienst ausüben konnten; denn obschon einige von ihren Priestern sich zum Abfall verleiten ließen — wenigstens äußerlich indem sie die catholische Messe besuchten — so wich doch eine bedeutende Anzahl vom Volke niemals vom Glauben ab. Gott hatte ihnen das Licht anvertraut „das im Dunkeln scheint", und sie wußten daß sie es bis zu ihrem lezten Blutstropfen festhalten und vertheidigen mußten. Dieses Bewußtsein leuchtet mit außerordentlicher Klarheit aus den Aeußerungen hervor die von ihren Führern und Barben aufbewahrt werden.

Als nun die große protestantische Bewegung in Deutschland und der Schweiz stattfand, und die Waldenser in ihren Thälern durch ihre zurückkehrenden Barben von Zwingli, Luther, Martin Bucer und Oecolampadius vernahmen, schickten sie voll Freude dem Lezteren, als demjenigen der ihnen zunächst wohnte, folgenden Gruß:

„Die Christen der Provence [1]) dem Oecolampadius Heil!

---

[1]) Dieser Ausdruck, wie auch die Sprache der Waldenser, deutet auf eine nahe Verwandtschaft, vielleicht sogar Verschmelzung mit den französischen Albigensern; denn jezt, und schon in La Noble Leiçon, ist die Sprache der Waldenser ein französischer Dialect.

„Da wir vernommen haben daß der allmächtige Gott dich mit seinem heiligen Geiste erfüllt hat, so wenden wir uns an dich, überzeugt daß Gottes Geist uns durch deinen Rath in manchen Dingen erleuchten werde die uns durch unsere Unwissenheit und Schwäche verborgen sind. Du magst wissen daß wir armen Hirten dieser kleinen Heerde mehr als vierhundert Jahre lang die grausamsten Verfolgungen erlitten haben, aber zu gleicher Zeit doch nicht ohne sichtbare Zeichen von Christi Gnade geblieben sind. In allen wichtigen Punkten halten wir zu dir, und seit der Apostelzeit ist unser Glaube stets derselbe gewesen. Aber durch unsere Schuld oder durch die Schwäche unserer Seelen verstehen wir die Schrift nicht so gut wie du, und deßhalb kommen wir zu dir um Leitung und Erbauung."

Die Reformatoren antworteten mit ermunternden und bestärkenden Zuschriften. Die Barben der Waldenser hatten am 12. September eine Sinode in den Thälern und sahen mit Freuden verschiedene Vertreter der Reformation dabei erscheinen [1]).

Kurz darauf, im Jahr 1559, brach die blutigste Verfolgung gegen die Waldenser aus die bis jezt in

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit wurde beschlossen daß die ganze Bibel aus den Originalsprachen ins Französische übersezt werden solle. Ein Schweizer Namens Olivetan, der Hebräisch und Griechisch verstand, vollendete das Werk in dritthalb Jahren. Die armen Waldenser steuerten zweihundert Kronen in Gold zu den Druckkosten bei. Diese Bibelübersezung wurde ein evangelisches Band zwischen ihnen und ihren Glaubensbrüdern in der Schweiz. Calvin sagte darüber: „Die französische Reformation ist jezt in ihrer festen Burg und wird sich nicht mehr heraustreiben lassen."

ihren Thälern stattgefunden hatte. Die französische Regierung hatte die Thäler unter der Herrschaft Savoyens gelassen, und der junge Regent dieses Landes, Emmanuel Philibert, schickte den Grafen Della Trinita und den Generalinquisitor Jacomo ab, um die Leute zu bekehren oder in Blut zu taufen. In Folge dessen fanden Autodafés statt und andere Grausamkeiten bei denen dem Leser das Blut gerinnen möchte. Ein rechtschaffener Mann, Namens Corbis, Mitglied der zu diesem Geschäft in die Thäler geschickten Commission, gab seinen Posten auf, „weil er diese Greuel nicht länger mit ansehen könne."

Während die Waldenser gegen ihre Unterdrücker fochten oder unter ihren Händen bluteten, schickten sie unaufhörlich die unterwürfigsten Bitten an ihren Herzog: „sie könnten es nicht glauben daß er diese Behandlung gegen sie wünsche, denn sie seien stets gehorsame Unterthanen gewesen und haben Gott immer nach der Lehre ihrer Väter und der ältesten Kirche verehrt."

In diesen Kriegen zeichneten sich waldensischer Seits besonders zwei Männer aus: Jahel und Janavel, die oft Wunder der Tapferkeit verrichteten. Endlich fielen auch sie unter dem Schwert. Just über der jezt friedsamen Stadt La Torre lag ein befestigter Thurm, von wo Truppen auszogen um die Thäler zu verwüsten und die Bewohner einzukerkern. Es schien als könnte die kleine Heerde diesen grauenhaften Verfolgungen nicht lange widerstehen.

Holland, England und das ganze protestantische Europa erhoben einen Protest gegen das Verfahren wider die Waldenser. Dann kam das Jahr 1655,

das die schwärzesten Verbrechen gegen die Bevölkerung der Thäler mit sich führte. Gegen ein vom Herzog von Savoyen unterzeichnetes Versprechen vollständiger Amnestie und Glaubensfreiheit legten sie ihre Waffen nieder, aber nun erfolgte Mord und Plünderung von Seiten der Banditen des Pabstthums. Die armen Leute wurden massenweise umgebracht und die Uebrigen in die vielen Gefängnisse von Piemont geworfen. Man berechnete die Eingekerkerten, Männer und Weiber, auf vierzehntausend. Viele Geistlichen wurden zum Tode geführt und gingen ihm mit Märtirermuth entgegen.

Als dieses Märtirerthum der Waldenser ruchbar wurde, erhoben die protestantischen Mächte von Neuem ihre Stimmen, und zwar mit solchem Erfolg, daß zwar ihre Gefängnisse sich öffneten, aber ewige Verbannung über die ganze Gemeinde verhängt wurde.

Es war im Winter 1656 als sie genöthigt wurden über die Alpen in ein fremdes Land zu fliehen. Sie hatten im Gefängniß eine elende Kost erhalten und waren größtentheils krank, wie auch mangelhaft gekleidet. Hunderte starben auf dem Weg über die Alpen vor Ermattung, Hunger und Kälte in dem Schnee. Diejenigen aber welche die Schweiz erreichten wurden von ihren Glaubensbrüdern in Genf, Zürich, Basel und Neuchatel mit offenen Armen aufgenommen. Sie wurden genährt, gekleidet und wohl verpflegt; man schenkte ihnen Wohnungen und Felder, in Württemberg ebenso wie in der Schweiz. Die Catholiken nahmen Besiz von den Thälern der Waldenser, wohnten in ihren Häusern, bestellten ihre Felder und heimsten ihre Ernten ein.

Die ehemaligen Thalbewohner lebten jezt in fremden Ländern unter ihren Freunden, die Alles aufboten um ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen und sie über ihre Vergangenheit und alte Heimath zu trösten.

Aber sie konnten sie nicht vergessen. In der Schweiz und in Deutschland lebten die Waldenser von ihrer Hände Arbeit und führten ein musterhaftes Leben unter ihren fremden Brüdern, aber sie blieben gleichgiltig gegen das Anerbieten solider Wohnungen, antworteten wenig, sondern sehnten sich stille nach ihren Thälern, ihren Castanienwäldern, ihren klaren Bergströmen zurück. Das wenige Licht, das dort so glänzend leuchtete inmitten der blutigen Nacht der Verfolgung, brannte schwach in friedlichen, aber fremden Wohnungen. Ihr Sehnen wurde zur That. War es ein geheimes Gefühl daß sie berufen seien vom ältesten Glauben und von der ältesten Lehre an dem Plaze zu zeugen wo sie ihren frühesten Tempel gebaut, oder war es eine Art von Instinct wie er den Adler oder Zugvogel in ihr früheres Nest zurückleitet, gewiß ist daß Schaaren des verbannten Volkes sich immer und immer wieder den Weg in ihre früheren Wohnungen zurück zu erzwingen suchten.

Das Jahr 1687 sah vierhundert Leute heimlich am Ufer von Lausanne versammelt um über den See nach Savoyen zu ziehen. Aber die berner Regierung — damals hochmächtig in der Schweiz — entdeckte ihre Absichten und trieb sie zurück. Am folgenden Jahr versammelte sich eine Schaar von sechs bis sieben hundert im Rhonethal, bei Bex, um von da aus den Weg in ihre Berge zu suchen. Es lag jezt auf der

Hand daß ein reiferer Plan im Werk war. Sie hatten zuvor Boten abgeschickt um den Weg in ihre Thäler auszukundschaften und die dort zurückgebliebenen Brüder auf ihre Ankunft vorzubereiten, und sie hatten von ihnen bereits ermuthigende Antworten erhalten.

Aber der Plan der armen heimwehkranken Verbannten wurde aufs Neue entdeckt, und der französische Commandant in Aigle im Rhonethal rieth ihnen — wiewohl mit großer Menschlichkeit und Güte — ihrem Unternehmen zu entsagen. Zugleich tröstete er sie mit einigen Bemerkungen über den Text: „Fürchte Nichts, kleine Schaar, denn es ist deines Vaters Wille dir das Reich zu geben." Und während die betrübten Wanderer von Neuem ihre Zelte im fremden Lande aufsteckten, bereitete ihnen die Vorsehung den Mann und die Mittel um ihren Versuch glücklich durchzuführen.

Dieser Mann war Heinrich Arnaud aus dem Dauphiné. Seine Eltern hatten ihn zum Priester bestimmt und er hatte die betreffenden Studien gemacht, aber der Geist und Drang der Zeit trieben ihn zum Soldatenleben. Er nahm Dienst unter dem Prinzen von Oranien, der nachmals König von England wurde. Er zeichnete sich besonders durch militärische Tactik aus, wurde Hauptmann und empfing viele Beweise der fürstlichen Gunst. Später verließ er den Kriegsdienst wieder, trat in die Kirche zurück und wurde in der immer noch vorhandenen kleinen Gemeinde von La Torre zum Priester gewählt. Denn durch gewisse Zugeständnisse gegen die Forderungen der Catholiken, wie z. B. den Besuch der Messe,

hatte eine Anzahl von Waldensern die Erlaubniß erlangt ruhig in den Thälern zu bleiben. So verbündete sich Heinrich Arnaud fest mit dem Volke der Thäler und schickte sich an sein Befreier zu werden.

Sein Name findet sich schon bei dem oben erwähnten unglücklichen Versuch der Sechshundert im Rhonethal unter den Anführern. Zwei Jahre später treffen wir ihn als Hauptperson bei einem neuen Versuch, aber dießmal mit größeren Mitteln. Arnaud hatte sich insgeheim an den Prinzen von Oranien wie auch an andere protestantische Fürsten um Unterstüzung gewandt. Diese wurde gewährt, und Arnaud erhielt Mittel zur Ausführung eines Versuchs der jedoch nach menschlicher Berechnung beinahe toll war und nicht gelingen konnte. Aber Heinrich Arnaud wurde vom inneren Lichte erleuchtet, und dieses allein sowie die Macht seines Glaubens und Geistes sezte ihn in den Stand sein heroisches Unternehmen auszuführen das später als die **glorreiche Rückkehr** bekannt wurde.

Arnaud war sechsundvierzig Jahre alt, als er der Führer der Waldenserschaar wurde die sich zur Wiedereroberung der Thäler um ihn sammelte. Sein Bild aus dieser Zeit zeigt ein männlich schönes Gesicht mit Adlernase, durchdringendem Blick und einem Mund dessen Linien einen festen unbeugsamen Willen verkünden. Unter dem Priesterrock schimmert die Rüstung des Kriegers hervor.

Nur ein solcher Mann konnte ein solches Werk ausführen. Wohl mochte von der kleinen Waldenserschaar die im August 1689 unter Arnaud auszog um ihre Thäler wieder zu erobern, eben so wie von

Gustav Adolph und den Schweden in Deutschland gesungen werden: Erzittere nicht, du kleine Schaar; denn sie bestand bloß aus neunhundert Mann die nicht viel von militärischem Tact wußten, während in den piemontesischen Thälern zwei und zwanzig tausend Mann französischer und savoyischer Truppen lagen.

Abends neun Uhr versammelte sich das Häuflein bei Nyon am Genfersee um nach Savoyen hinüber zu fahren. Hier fielen sie auf ihre Kniee, und Arnaud erflehte laut den Segen Gottes für ihr Unternehmen. Die Ueberfahrt ging glücklich von statten. Während der ganzen Nacht und am ersten Tag marschirten sie unter heftigem Regen durch den Gebirgspaß; aber nichtsdestoweniger dankten sie am Abend Gott daß er ihnen gestattet hatte so weit glücklich vorzurücken. Heinrich Arnaud hatte selbst ein Tagebuch über diesen Marsch durch den äußerst schwierigen und gefährlichen Paß geführt welchen sie wählten um der Beobachtung zu entgehen. Wir können ihnen nicht durch denselben folgen.

Zwölf Tage nach ihrer Landung am savoyischen Ufer sahen sie ihre Thäler wieder. Die Schaar war jezt auf siebenhundert herabgeschmolzen, aber sie besaß festes Vertrauen und unerschütterlichen Muth. In dem schönen Lucernathal konnten sie, nachdem sie zweihundert savoyische Soldaten in die Flucht geschlagen, auf einem Hügel bei den klaren Wassern des Flusses Pelice eine Predigt des Pastors Montoux anhören, und nach derselben verbanden sie sich durch einen feierlichen Eid welchen Arnaud vorlas. Die Einleitungsworte lauteten: „Wenn Gott

durch seine göttliche Gnade uns wieder in das Erbland unserer Väter einführt, um daselbst die reine Gottesverehrung gemäß unserer heiligen Religion wieder herzustellen, so versprechen wir Geistliche, Führer und andere Männer, im Angesicht des lebendigen Gottes und so wahr wir das Heil unserer eigenen Seele wünschen, uns nicht von einander zu trennen so lange Gott uns das Leben schenkt, und sollte unsere Schaar auch bloß auf drei oder vier herabschmelzen."

Unter verschiedenen andern Punkten in dem Eidschwur finden wir eine Bestimmung gegen das Plündern und besonders die Beraubung verwundeter oder todter Feinde. „Die Führer verpflichten sich auch Jeden streng zu bestrafen der fluchen oder den heiligen Namen Gottes vergeblich führen würde. Die Führer schwören den Soldaten und die Soldaten ihren Führern gegenseitige Treue. Und alle geloben vor unserm Heiland Jesu Christo wo möglich die Brüder zu befreien und vereint mit ihnen sein Reich zu gründen und dafür zu leben bis zum Tode."

Dieß ist der Schwur welcher später als der Schwur von Sibaud bekannt wurde.

Bald darauf mußte die kleine Schaar einen ununterbrochenen Kampf mit zehnfach überlegenen Feinden beginnen. Arnaud mit seiner Gesellschaft wurde unter beständigen Gefechten von Anhöhe zu Anhöhe und zuletzt aus dem Lucernathale hinaus in das noch wildere Thal und die kahlen Felsen von San Martino getrieben. Viele Leute gingen auf diesem Marsch verloren; die französischen Soldaten in ihrer Gesellschaft desertirten, und selbst unter den

Waldensern begann das Vertrauen zu wanken. Aber Arnaud wankte nicht. „Laßt uns von oben Rath holen," sagte er und stärkte seine kleine Bande durch seinen Muth und seine Gebete.

Tief im Thal von San Martino liegt ein Fels, genannt Basiglia. Es ist ein spizer Fels der zwei Bergketten schließt welche in verschiedene Richtungen gehen, aber an diesem Punkt zusammentreffen. Zwei Flüsse, aus den zwei Thälern kommend die von ihnen gebildet werden, fließen am Fuß dieses spizen Felsen in einander und bilden da den reißenden Fluß Germanasco. Der Fels erhebt sich mit waldbedeckten Terrassen die so zu sagen drei oder vier Stockwerke hoch sind, weiter hinauf an Größe abnehmen und in Kegelform enden. Hieher führte Arnaud seine kleine Bande, die jezt auf vierhundert Mann zusammengeschmolzen war; hier verschanzte er sich und baute Baraken und Befestigungen.

Einige Tage später sah er sich von französischen Bataillonen umringt. Aber als sie die Leute von Basiglia angriffen, erlitten sie einen solchen Verlust, daß dieser Umstand, verbunden mit der strengen Jahreszeit, denn es war jezt Ende Octobers, den französischen Befehlshaber nöthigte umzukehren und seine Truppen in Winterquartiere zu legen.

„Erwartet uns auf Ostern wieder," riefen die Franzosen den Waldensern auf Basiglia zu, als sie aus dem Thal von San Martino abzogen.

Arnaud wurde jezt mit seiner kleinen Bande auf seinem Felsenhorst in Frieden gelassen. Aber wie sollten sie den Winter über Unterhalt für vierhundert Mann finden? Die Vorsehung hatte dafür ge-

sorgt. Die catholische Bevölkerung war beim Anzug der Waldenser aus dem Thale entflohen, und ein großer Theil ihres Feldertrages blieb noch immer unter dem gefallenen Schnee begraben. Die Waldenser fanden Castanien, Kartoffeln und Mais in großer Menge; Wein, Butter und andere Bedürfnisse wurden täglich von ihren fouragirenden Banden heimgebracht.

Jeden Morgen und jeden Abend versammelte der priesterliche Krieger Arnaud seine Soldaten zum Gebet um sich; jeden Sonn- und Donnerstag predigte er ihnen und sie empfingen aus seinen Händen das heilige Abendmahl in Brod und Wein. Zu gleicher Zeit suchte er auf alle möglichen Arten die Felsenterrassen Basiglia's zu befestigen um auf den Sturm im Frühling gerüstet zu sein.

Der Feind schickte Unterhändler mit der weißen Flagge. Aber die Bedingungen die man den Waldensern bot waren immer wieder Verbannung. Eben so gut hätte man zu dem Felsen von Basiglia sprechen können. So verging der Winter. Der Schnee schmolz, und Ostern kam, und mit ihm kam das feindliche Heer wieder ins Thal von San Martino; ein Heer von zwanzigtausend Mann, und an seiner Spize der französische Marschall Catinat, lagerte sich im Thale am Fuß von Basiglia.

Der Maitag wurde zum Sturm der Felsenfeste bestimmt. Fünfhundert ergraute Pikenmänner unter Anführung des tapfern Parats wurden mit dem Hauptangriff beauftragt, welcher durch das Feuer von siebentausend Musketen unterstüzt wurde. Catinat erblickte in den Wachtfeuern im Lager umher

die Freudenfeuer über den Sieg. Aber der Herr der Heerschaaren wollte es anders. Der kleine Haufen von Pikenmännern wurde von der tapfern Garnison von Basiglia zusammengehauen, sein Anführer gefangen genommen, und der Feind erlitt einen solchen Verlust, daß die Armee sich, von einem panischen Schrecken ergriffen, zurückzog, denn jeder Schuß aus Basiglia hatte seinen Mann getroffen, während nicht eine einzige Kugel aus dem Lager einen Soldaten hinter der Felsenwand berührte. Abends hielt Arnaud eine Rede an seine Leute, und die kaum noch grimmigen und kriegerisch wilden Gesichter waren jezt in Thränen gebadet.

Zehn Tage später erschien die weiße Flagge von Neuem vor Basiglia. Marschall Catinat ermahnte die Waldenser zur Uebergabe. Er hatte auf dem Felsen auf der andern Seite des Thales, just gegenüber von Basiglia, Kanonen aufpflanzen lassen, und diese sollten gegen die Festung gerichtet werden. Die Waldenser antworteten: „Wir werden den Boden unserer Väter vertheidigen. Laß Deine Kanonen donnern! Unsere Felsen werden nicht zittern, und wir — wir werden dem Feuern zuhören."

Aber nach mehrstündigem Feuern wurde in die untern Festungswerke eine Bresche geschossen, und obschon die Dämmerung den Feind nöthigte seine Angriffe einzustellen, so war es doch klar daß derselbe nur am folgenden Morgen erneuert zu werden brauchte, und daß weder die Festung selbst noch die Besazung lange widerstehen konnte. Der französische Befehlshaber bemerkte dieß auch und ließ in die Stadt Pignerol sagen, wer die Waldenser zwei

und zwei baumeln zu sehen wünsche, solle sich beeilen vor dem nächsten Morgen ins Thal von San Martino zu kommen. Er sammelte seine Truppen und ließ noch näher um die Felsenfeste her Wachfeuer anzünden, bei deren Schein die Krieger ihr wildes Spott- und Freudengeschrei die ganze Nacht hindurch ertönen ließen.

In der Festung selbst war Alles mäuschenstill. Die Sonne war untergegangen, aber Hunderte von Feuern auf dem Felsen und im Thal hatten die Nacht in einen trübseligen Tag verwandelt, in dessen Licht die Waldenser ihr Urtheil lesen konnten. Sie mußten entweder sterben oder sich durch die Flucht retten. Aber wie fliehen? Sie waren rings von Schildwachen und Feuern umgeben, alle ihre Schritte waren bewacht.

„Laßt uns beten!“ sagte Arnaud. — „Um was sollen wir beten?“ fragte eine verzagte Stimme. — „Daß der Sturm unsere Feinde erreichen möge,“ rief eine andere. Arnaud stellte beiden vor daß sie nur wenig christliche Gesinnung verriethen. „Laßt uns,“ sagte er, „zu Gott beten daß er uns errette, auf welche Art es ihm immer gefallen möge.“

Alle erhoben Hände und Stimme in brünstigem Gebet.

In der Abenddämmerung sammelte sich ein dicker Nebel auf den Bergen und wälzte sich in so starken undurchdringlichen Massen ins Thal hinab, daß bald die Wachfeuer des Feindes den Blicken der Waldenser und Basiglia den Blicken des Feindes entzogen wurden. Die Waldenser konnten jezt unbeachtet entwischen. Capitän Poulat, der aus San Martino

gebürtig war, erbot sich als Führer, auf Pfaden die er freilich als schwierig und gefährlich kannte, da sie am Rande der Felsen und am Abgrunde hinführten. Die Waldenser zogen ihre Schuhe aus, banden alles Tragbare auf ihren Rücken und folgten ihrem kühnen Führer, in tiefem Schweigen auf Händen und Füßen am Rande der Felsen hinkriechend. Ein kleiner Vorfall hätte jedoch beinahe ihr Unternehmen gleich am Anfange verrathen. Ein eiserner Kessel den einer der Flüchtlinge mitnahm entglitt und rollte die Felsen hinab. Eine französische Schildwache rief: „Wer da!" „Aber glücklicher Weise," schreibt Arnaud, „gehörte der Kessel nicht zu den redenden Becken von Dodana. Er gab keine Antwort und die Schildwache wiederholte ihre Frage nicht." Die Pfade auf welchen die Waldenser ihre nächtliche Flucht ausführten waren gefährlich, aber die Flucht gelang.

Als es wieder Tag wurde und die Nebel sich aus dem Thal erhoben, wandte der Feind seine blutdürstigen Blicke gegen den Horst von Basiglia; aber siehe da, die Adler waren entflogen und die Festung war leer. Keine Spur war von der kriegerischen Schaar zurückgeblieben, und der dicke Nebel der den ganzen Tag auf den Bergen liegen blieb begünstigte ihre Flucht durch die Felsenwüste. „Als wir," erzählt Arnaud, „Majère erreichten, nachdem wir lange vergebens nach Wasser gesucht hatten, erbarmte sich der Herr über uns und schickte uns einen starken Regen."

Inzwischen hatte die Veränderung der politischen Verhältnisse auf einmal auch die Lage der Waldenser umgestaltet. Victor Amadäus von Savoyen trat

einem Bündniß mit England und Deutschland gegen Frankreich bei und schickte der kleinen Kriegerschaar Botschaften des Friedens und vollständiger Amnestie, unter der Bedingung daß sie ihm in einem Krieg mit Frankreich beistehen sollte.

„Ihr habt," sagte dieser Regent, „nur Einen Gott und Einen Fürsten. Dienet beiden getreu. Bisher sind wir Feinde gewesen, aber fortan werden wir Freunde sein. Andere haben euer Unglück verursacht, aber wenn ihr euer Leben für mich waget, so werde ich das meinige für euch wagen."

Nichts konnte herzlicher sein als diese Versöhnung zwischen dem Fürsten und den Waldensern im Anfang. Die Waldenser sicherten vollständige Treue zu, wie auch ihre Glaubensbrüder in der Provence und dem Dauphiné. Ihre Thäler wurden ihnen wieder zugestellt, die Gefangenen wurden freigegeben, die Verbannten zurückgerufen, und von allen Seiten her sah man Waldenser in ihre Thäler zurückkehren „wie Tauben in ihren Schlag." Der heldenmüthige Arnaud wurde zum Obersten erhoben und den Tapfern seiner Schaar bot man Ehrenposten in der herzoglichen Armee.

Das Licht das im Dunkeln scheint leuchtete wieder hell in den Thälern. Die Kirchen wurden wieder hergestellt und mit erneutem Eifer besucht von den Massen des jezt danksagenden Israel der Thäler.

Aber es verging lange Zeit bevor die schönen Versprechungen erfüllt wurden die man den Waldensern gemacht hatte. Und noch bis vor wenigen Jahren mußten sie sich fragen: Was wird unsere und unserer Kinder Zukunft sein? Die Waldenser

hatten allerdings Frieden in ihren eigenen Thälern, aber außerhalb derselben besaßen sie keine bürgerlichen Rechte. Keiner von ihnen konnte ein Amt verwalten oder Haus und Land in Piemont kaufen, außer in den Thälern. Die Geistlichkeit und die Aristocratie widersezten sich allen ihren Versuchen um bürgerliche Freiheit zu erlangen, und der Bischof von Pignerol, Monsignor Charvaz, erklärte noch vor einigen Jahren offen, er würde all sein Hab und Gut dafür geben sie auszurotten.

Aber eine mächtige Bewegung, wie ein neuer Frühling, ging durch das Herz Italiens von 1840 bis 1848. Erweckt durch den edeln Piemontesen Gioberti in seinem Primat Italiens, drang sie mit neuem Leben in Millionen von Seelen. Ein einiges und freies Italien! Ein brüderliches, freies und menschlich edles Volk! war der Ruf der von den cottischen Alpen bis zum Aetna erscholl. In Piemont hatte ein sehr ausgezeichneter und liberal gesinnter Mann bereits einen Anstoß zur Unabhängigkeit und constitutionellen Freiheit gegeben. Carl Albert, damals König von Sardinien und Herzog von Savoyen, hatte schon früher Sympathie für diese Freiheit bewiesen. Als König gab er seinen Staaten das Statut das ihnen dieselbe sicherte. Während dieser Zeit allgemeiner Aufregung rief der Advocat Audifredi eines Tages bei einem großen öffentlichen Mahle in Turin: „Zwanzigtausend unserer Brüder sind noch immer in ihren Thälern eingeschlossen und ihrer Rechte als Mitbürger beraubt. Sie sind fleißig, sittlich, verständig, kräftig; sie flößen ihren Kindern edle Gesinnungen ein; sie haben für

ihre Freiheit und ihren Glauben viel geopfert und lange gelitten. Laßt uns im gemeinsamen Vaterlande ihnen eine Mutter zurückgeben und ihnen brüderlich ihren Antheil am gemeinsamen socialen Leben gönnen. Es lebe die Emancipation der Waldenser!"

Stürmischer Beifall der ganzen Versammlung begrüßte diese Aufforderung.

Bald darauf veranlaßte der Marquis Robert d'Azeglio eine Petition, des Inhalts daß die Waldenser dieselben Rechte erhalten sollten wie alle andern Staatsbürger von Piemont. Und diese Petition war, als sie Carl Albert vorgelegt wurde, von sechshundert angesehenen Bürgern aus allen Classen unterzeichnet; auch einige Priester figurirten darunter, aber nicht ein einziger Bischof.

Kurz zuvor hatte Carl Albert zum erstenmal die Thäler besucht. Der ostensible Grund dafür war die Einweihung einer catholischen Kirche welche Monsignor Charvaz für den Orden der Laienbrüder ganz in der Nähe der Stadt La Torre beim Eingang der Thäler von Lucerna und Angrogna gebaut hatte, und wozu die Anwesenheit des Königs gewünscht wurde. Der Bischof von Pignerol, Carl Alberts ehemaliger Erzieher, hoffte dadurch der catholischen Kirche in den Thälern einen Triumph zu bereiten. Aber die Sache fiel ganz anders aus.

Die Mitglieder der Regierung wünschten, der Monarch solle sich von einer starken Wache begleiten lassen. Aber der König sagte: „Ich bin in den Thälern unter meinem Volke und ich will keine andere Wache als diese Leute."

Als die Waldenser dieß hörten, zogen sie schnell

eine Wache von viertausend Mann zusammen, die dem König entgegenziehen und ihn begleiten sollte.

Am bestimmten Tage bot seine Garde ein etwas außerordentliches und zuweilen lächerliches Ansehen dar. Ein Theil davon war bewaffnet, aber sehr viele hatten nur Stöcke oder Schirme. Und bei mehr als einer Gelegenheit sah man sie ihre Waffen unter den Arm nehmen und ihre Hüte abziehen, wenn der König vorbeiritt. Aber was Jedermann sah und wofür Carl Albert Augen zu sehen und ein Herz zu würdigen hatte, das war die Herzlichkeit und Hingebung womit diese ehrlichen Männer ihm entgegenkamen. Diese Garde die ihn mit so einstimmiger Begeisterung empfing und ruhig in einiger Entfernung stehen blieb, als der König barhäuptig und ein Licht in der Hand mit der Procession in die Kirche ging und seine Andacht verrichtete, empfing ihn wieder mit dem wärmsten Jubelgeschrei als er aus der Kirche zurückkam, und führte ihn von da gleichsam im Triumph in die Stadt Lucerna, wo er bewirthet werden sollte.

Ein großer Sieg wurde an diesem Tage gewonnen, das Herz des Königs neigte sich den Waldensern zu. Ein schöner steinerner Brunnen in der Nähe der catholischen Kirche bezeugte dieß durch folgende Inschrift:

„Carl Albert dem Volke das ihn so liebreich empfing."

Es war am 24. September 1844.

Was ich oben erzählt habe und noch ferner erzählen werde, ist mir von einem Augenzeugen, Herrn Meille, mitgetheilt worden.

Im Jahre 1847 gab Carl Albert seinen Staaten

das „Statuto," die Verfassung. In diesem Document ist auch der Waldenser gedacht, und sie werden darin von vieler drückenden Ungerechtigkeit befreit. Gleichwohl hatten sie noch immer nicht die vollständigen Bürgerrechte, und ihre Stellung blieb noch immer unbestimmt und ungewiß. Indeß waren sie dankbar und verloren die Hoffnung nicht.

Freitag den 25. Februar 1848 verbreitete sich auf dem Marktplaz zu Lucerna aus der Staatszeitung die Nachricht, Carl Albert habe den Waldensern volle Emancipation bewilligt, mit den Rechten und Freiheiten aller andern Staatsbürger. Es war Markttag und der Plaz gedrängt voll. Aber jezt wurde alles Geschäft vergessen. Es entstand ein unendlicher Jubel; man drückte einander die Hände, man umarmte sich und weinte vor Freude. Alt und Jung eilte fort, jeder wollte die frohe Botschaft zuerst in sein eigenes Thal und nach Hause bringen. Nachts wurde das Städtchen La Torre beleuchtet. Selbst das catholische Seminar zündete zum Zeichen seiner Sympathie für die Freude der Brüder Lampen an. Und in allen Fernen, auf den schneebedeckten Bergen, sogar auf den höchsten Gipfeln brannten Feuer, so daß die Nacht in Tag verwandelt wurde. Auch in Turin wurden viele Häuser beleuchtet, unter andern die Wohnungen des englischen und preußischen Gesandten. Eine freudige Regung that sich in ganz Piemont kund. Am 27. Februar versammelten sich die Deputationen aus allen Provinzen des Reichs auf dem Marsfeld vor Turin, um dem König für die Verfassung zu danken und die neue Regierungsform durch ein allgemeines Fest zu feiern. Sechs-

hundert Waldenser, von zehn ihrer Geistlichen angeführt, standen als Vertreter der Thäler da.

Die Ordnung des Einzugs der Deputationen in die Stadt, hieß es, solle durch Zufall bestimmt werden. Aber der edle Marquis d'Azeglio hatte es anders beschlossen. Er selbst näherte sich, an der Spize einer kleinen Abtheilung der Centralcommission, den Waldensern und sagte zu ihnen:

„Waldenser! ihr seid bisher oft die lezten unter uns gewesen; heute sollt ihr die Ersten sein. Ziehet den Corporationen aus den Provinzen voran in Turin ein."

Die Waldenser trugen ein Banner auf dessen blauseidenem Grunde in Silber gestickt die Worte standen: Dem König Carl Albert die dankbaren Waldenser. Als sie mit diesem Banner an der Spize zahlreicher Corporationen über das Marsfeld und durch die Thore von Turin zogen, ergriff eine edle Begeisterung das ganze Volk. Von allen Seiten rief man: Es leben die Waldenser, unsere Brüder! Aus allen Fenstern wehten Tüchlein, wogten Fahnen und wurden Blumen geworfen. Man ergriff und schüttelte ihre Hände unter Glückwünschen und Freudenthränen. Selbst catholische Priester drangen aus dem Volke hervor und umarmten die neuen Brüder. Während der folgenden Stunden und bis die Corporationen sich trennten, waren die Waldenser Gegenstände der zuvorkommendsten Freundlichkeit. Es war ein Fest von Brüdern, bei welchem der jüngste, lange Zeit unterschäzte Bruder jezt der geliebteste von allen, der Benjamin geworden war. Herr Meille

wurde von der Erinnerung an diesen Tag noch jezt gänzlich überwältigt.

Von da an hatten die Waldenser nicht die geringste Veranlassung mehr über die piemontesische Regierung zu klagen. Ganz das Gegentheil. Carl Albert's Sohn, Victor Emmanuel, ist ein treuer Anhänger der Constitution, deren Aufrechthaltung ihm sein Vater vermacht hat, und sein ausgezeichnetes, in allen Beziehungen dem Fortschritt huldigendes Ministerium unter Cavour und Azeglio legt jede zweifelhafte Frage derselben zu Gunsten der Waldenser aus. Cavour wünscht principiell Gewissensfreiheit und weiß sie mit fester Hand zu vertheidigen. Daher hat er erst kürzlich den Plan der Waldenser zur Erbauung eigener Kirchen in Turin und Genua in Schuz genommen. Vergebens flehte der Bischof von Pignerol, Monsignor Charvaz, kniefällig, der König möchte es nicht erlauben. Victor Emmanuel antwortete: „Was kann ich thun? ich muß die Verfassung aufrecht erhalten. Die Waldenser sind in ihrem Rechte." Und Monsignor Charvaz, der heftigste Gegner der Waldenser, gab sein Amt auf.

Seit ihrer glorreichen Rückkehr in die Thäler erhielten die Waldenser von fremden Glaubensbrüdern allerlei Beweise von Sympathie und mannigfache Unterstüzung. Mehr als zwanzig Schulen sind gestiftet, ein höheres Collegium ist erbaut und ein Fonds zu Lehrerbesoldungen angeschafft worden. Der edle schottische Veteran, Oberst Beckwith, dessen Bild ich in mehreren Häusern gesehen habe, verdient wegen seiner thätigen Theilnahme und reichen Geschenke ganz besonders als der Wohlthäter der Thäler bezeichnet zu werden. Durch solche Mittel sind die Waldenser

in den Stand gesezt worden in Bezug auf Intelligenz und humane Einrichtungen mit der Entwicklung der evangelischen Gemeinde gleichen Schritt zu halten. Sie können jezt im Frieden das Werk ausführen das Gott ihnen anvertraut hat, nämlich von dem Licht und Evangelium der Wahrheit unter einem Volke zu zeugen das noch in der Finsterniß wohnt.

Montag, 28. September.

Nach fünftägigem unaufhörlichem Gußregen, während dessen ich mich ganz angenehm in meinem guten Gasthof zum Bären in La Torre aufhielt, allerlei Bücher und die Geschichte der Thäler las, wie auch die vorstehende kleine Skizze schrieb, klärte sich der Himmel gestern Mittag auf. Ich ging also auf die hübsche steinerne Angrognabrücke hinaus und bemerkte da, nebst anderem neugierigen Volke, wie der kleine Bergstrom, der noch vor wenigen Tagen in silberhellen Cascaden über Felsen und Steine gehüpft war und kaum genug Wasser gehabt hatte um eine Kaze zu ersäufen, jezt gleich der Rhone seine Wogen dahinwälzte und sich trübe und breit von den Hügeln herab ergoß, mit einer Kraft die große Steine zerschmetterte und ein dumpfes Donnergetöse hervorrief. Ich ging ins Thal von Lucerna hinab und erlabte mich an der milden aromatischen Luft sowie an der früchtereichen Erde, die so duftig war wie ein Veilchen oder ein nach einem wohlriechenden Bade noch nasses kleines Kind.

So lange ich's noch im Gedächtniß habe, will ich von einigen eigenthümlichen Hochzeitsgebräuchen erzählen die in diesen Thälern allgemein sind.

Am Abend vor der Hochzeit lädt die Braut alle ihre jungen Freundinnen zum Besuche ein und feiert mit ihnen eine Art von Abschiedsfest, das aber keine Aehnlichkeit mit dem von Jephthas Tochter hat, sondern ein Bischen lustiger und auch mit allen möglichen Tractamenten gewürzt ist. Am Hochzeittag selbst kommt der Bräutigam, begleitet von seinem Vater und Pathen — welcher lezterer den Wortführer macht — und verschiedenen andern Freunden, vor das Haus der Braut. Der Wortführer klopft an die verschlossene Hausthüre. Sie wird vom Familienvater geöffnet, der sich sehr verwundert stellt und fragt: „Was ist Euer Begehr?" Der Wortführer antwortet: er begehre eine der Töchter des Hauses zur Frau für seinen Pathen, welchen er vorstellt. Der Vater antwortet, das Ansuchen sei ihm sehr schmeichelhaft, und dieser Wunsch solle gewährt werden, denn er hoffe daß das Glück der zwei jungen Leutchen daraus entstehe. Er geht dann hinein und bringt eine seiner Töchter heraus, aber nicht die rechte. „Ist es diese die Euer Täufling begehrt?" fragt der Vater, indem er mit seiner Tochter an der Hand ins Vorzimmer tritt. „Diese," versezt der Wortführer höflich, „würde meinen Täufling gewiß glücklich machen, aber — sie ist nicht der Gegenstand seiner Wahl." Das junge Mädchen das auf solche Art angeboten und zurückgewiesen worden ist, entfernt sich dann mit ihrem Vater, der mit einem andern Mädchen an der Hand zurückkehrt und sagt: „Vielleicht hat Euer Täufling Lust zu dieser?" „Diese," erwidert der Pathe, „wird einen andern Mann glücklich machen; aber auch sie ist es nicht

deren Hand wir begehren.“ Der Vater entfernt sich und kommt wieder mit einer frischen, die auf dieselbe Art hinausbecomplimentirt wird. Hat der Vater zufällig nur eine einzige eigene Tochter, so entlehnt er einige für diese Gelegenheit. „Ich selbst,“ sagte die lebhafte junge Dame die mir von diesem Gebrauch erzählte lachend, „bin manchmal auf diese Art ausgeboten und zurückgewiesen worden.“ Zuweilen bietet der Vater, wenn er ein Spaßvogel ist, ein bereits verlobtes Mädchen an, dessen Liebhaber sich unter den Anwesenden befindet. Er tritt dann vor und protestirt gegen diesen Versuch oder Mißgriff. Endlich jedoch wird die rechte Braut vorgeführt, die aber in ihrem gewöhnlichen Anzug erscheint. Der Vater fragt dann: „Ist diese die Rechte?“ „Ja,“ antwortet der Pathe, „das ist die Rechte.“ Worauf der Vater erwidert: „Sehr gut; ich gebe sie Euch mit Ehren und gutem Namen; ich verlange von Euch daß Ihr sie dabei erhaltet, und besonders daß Ihr sie vor Bösem bewahret.“ Auf die lezte Phrase wird großer Nachdruck gelegt. Der Pathe empfängt ihre Hand und legt sie in die des Bräutigams. Er führt sie zu seinem Vater, welcher sie zuerst küßt und willkommen heißt. Die Braut geht dann heraus, um ihr Hochzeitgewand anzulegen: ein schwarzes Kleid mit einer hellen blaugrauen Schürze — die Reicheren tragen eine weiße — und auf ihr weißes Waldenserhäubchen sezt sie einen frischen Blumenkranz. Inzwischen frühstücken die Uebrigen.

Wenn die Braut wieder herauskommt, schenkt sie allen Anwesenden eine roth und weiße Rosette, die an die Brust befestigt wird; worauf Alle zur

Kirche gehen. Erst nach dem Trauungsact und in der Vorhalle, beim Herauskommen aus der Kirche, steckt der Bräutigam seiner Braut den Ehering an den Finger. Der Hochzeitszug begibt sich dann heimwärts; aber am ersten Bauernhof an welchen sie kommen, steht die Bäurin vor der Thüre und bittet die Gesellschaft in ihr Haus zu treten und einen Augenblick auszuruhen. „Es wird nicht viel Zeit wegnehmen," sagt sie, „und mir wird es große Freude machen." Es ist unmöglich Nein zu sagen. Die ganze Gesellschaft tritt ein und findet einen mit allen möglichen Gerichten und Bäckereien besezten Tisch. Sie essen und trinken, füllen auch noch ihre Sacktücher und ihre Taschen mit Brod und Pasteten; dann erstattet man Dank und Complimente, nimmt Abschied und begibt sich von Neuem auf den Heimweg. Aber am nächsten Hof kommt eine neue Einladung und eine neue Bewirthung. Diese Einladungen, welche Barrieren genannt werden, erneuen sich drei- oder viermal unterwegs. Endlich jedoch kommen sie ins Brauthaus, wo die Mutter der Braut entgegengeht und ihr einen kleinen silbernen Löffel an den Gürtel hängt, zum Zeichen daß ihr Leben als Familienmutter jezt beginnt. Im Brauthaus schmausen sie — d. h. wenn sie können, und man versichert daß sie an solchen Tagen immer können; wie es mit ihrer Verdauungskraft bestellt ist, begreife ein Anderer! — Während des Schmauses läßt man einen hübschen silbernen Präsentirteller umgehen, auf welchen Geschenke für die junge Haushaltung gelegt werden. Es werden Toaste ausgebracht und Reden gehalten. Bei diesen Hochzeiten

wird auch viel geweint; die Braut trifft Mutter, Vater, Geschwister wieder, und dann denken sie an den Abschied und brechen in Thränen aus.

„Schon seit meinem fünfzehnten Jahre,“ sagte Fräulein Monastier, die lebhafte Tochter des vortrefflichen Geschichtschreibers der Waldenser, als sie mir diese Dinge beschrieb, „habe ich unsern Hochzeiten beigewohnt, und jedesmal mußte ich weinen, aus Mitgefühl mit denjenigen die um mich her weinten; man kommt unwillkürlich hinein.“

Eben jezt, während ich dieses schreibe, höre ich ein Geräusche und lustiges Geschwaze im Wirthshaushof. Ich gehe auf die Gallerie hinaus und sehe einen Hochzeitszug; aber die Hochzeit selbst, die Barrieren und das Weinen, ist bereits vorüber, und die Braut, ein sehr hübsches, blühendes Mädchen, will eben mit ihrem jungen Manne nach Turin fahren, wo er Fabricant ist. Die Hochzeitleute haben im Wirthshaus gefrühstückt und wollen eben in ihren Wagen steigen. Das Brautpaar ist von glückwünschenden, händeschüttelnden und küssenden Freunden umringt. Jezt sind sie eingestiegen: der Kutscher hat eine roth und weiße Rosette an seiner Brust. „Fahr zu, Schwager,“ ruft ein ältlicher Herr, und alle Anwesenden jubeln ein Hoch auf die Braut. Eine sehr heitere Scene!

La Torre, 10. October.

„Salut!“ „Bonjour!“ „Buon giorno!“ „Buon viaggio!“ „Bon voyage!“ „Ceria!“ „Jagro!“ [1])

[1]) Jagro ist ein Gruß im piemontesischen Patois und bedeutet so viel als allegro oder Glückauf! Ceria ist ein ähnlicher Gruß, aber Niemand weiß die Abstammung des Wortes.

waren die Grüße die mir überall von den freundlichen Leuten entgegenschollen, als ich, begleitet von Barba Legrain, nach den Hügeln von La Vacchiera und Pra del Tor ging. Die Grüßenden waren Leute die aus ihren Bergen her kamen und auf ihren Maulthieren Zwerchsäcke voll Castanien, Aepfel u. dgl. herabbrachten, um sie auf dem eben jezt stark besuchten Markte von La Torre gegen Korn und andere Artikel auszutauschen. Die dritte Heuernte wurde in den Thälern gehalten, und die Leute sahen vergnügt aus; der Tag war sonnig und warm.

Ich verließ die Region der Castanienwälder und kam zu den Birkenwäldern, wo auch die Buchen und die Haselnüsse wachsen. Allmählig traten Büsche an die Stelle der Bäume; dann hörten die Büsche auf und auf den Höhen von Vacchiera wuchs Nichts mehr als Gras und Heidekraut. Als ich hier nach vierstündigem allmähligem Steigen ankam, erhielt ich eine vollständige Aussicht auf die wellenförmigen grauen Bergketten, welche in langen Kämmen die Thäler Pragela, San Martino, Angrogna, Lucerna und Rora trennen, von den Alpen des Dauphiné bis zur piemontesischen Ebene. Im Norden sah ich die Angrogna, die ihre Quelle im Mont Roux hat, und im Nordwesten die schneebedeckten Gipfel des Monte Viso und Pragela über die grauen Felsenwände sich erheben. Im Süden lagen die unübersehbaren Ebenen Piemonts und der Lombardei, wie ein Garten angebaut, bis zu den Apenninen sich erstreckend, die den Horizont begrenzten. Drunten in den Thälern zu meinen Füßen sah ich die Flüsse rauschen, weiter hinweg den Pelice sich mit dem

Cluson vereinigen, um dann beide vereint die Wasser der Thäler dem Po zuzuführen. Hoch oben schimmerte die Superga mit den Königsgräbern auf ihren stolzen Höhen, und im Westen, dicht am Flusse, konnte ich Turin erkennen. Das war ein Anblick! der vollendetste, den ich bis jezt von Berg und Thal in dieser Gegend gehabt hatte. Die Waldenser wohnen in einer vollkommenen Granitfestung; da sind Redouten um Redouten, Gräben und Thürme, aber nicht das kleinliche Werk von Menschenhänden.

Mit verschiedenen freundlichen und gebildeten Bewohnern dieser Thäler habe ich jezt alle diejenigen Pläze besucht die von einer evangelischen Bevölkerung bewohnt sind. Ein Bezirk, nämlich die Thäler von Fenestrella und Pragela, hat eine catholische Bevölkerung, und zwar schon seit den lezten Verfolgungen, wodurch die Ureinwohner theils ausgerottet, theils, wenigstens zum Schein, zur Annahme der catholischen Gebräuche gezwungen wurden. Daß diese Annahme mehr scheinbar als wirklich ist, geht aus der Thatsache hervor, daß noch vor wenigen Jahren der Bischof von Pignerol in den Thälern eine strenge Haussuchung nach Bibeln und Neuen Testamenten anordnete, welche die Bevölkerung heimlich aufbewahrt hatte. Er brachte viele zusammen und verbrannte sie, wie glaubwürdige Personen mir erzählen.

Das schönste und fruchtbarste Thal ist das Angrognathal. Die angebauten Höhen steigen terrassenförmig hinan und sind sorgfältig abgesteckt, wo nur der geringste Rasenplaz sich zeigt; Obstbäume umgeben die Bauernhäuser. Das Lucernathal ist eben-

falls schön und fruchtbar, aber schmäler als das von Angrogna. Das Rorathal bezieht seine Haupteinnahmen von seinen Quadersteinen. Das Bemerkenswertheste im Thal von San Martino scheint mir der Basigliafels zu sein, wie auch der große weiß und rothe Marmorblock über welchen die reißenden Wasser des Germanasco hinrauschen. Ein sehr duftiger Lavendel wächst wild auf den steilen Seiten des Thales und wird von den Einwohnern zur Destillation wohlriechender Wasser gebraucht.

Die Bewohner dieser Thäler sind in hohem Grad sittliche und gutherzige Leute. Zu ihren Haupttugenden gehört das Bestreben einander glücklich zu machen. Bei jeder Krankheit, bei jedem Wochenbett kommen die Nachbarinnen und bringen Weizenbrod oder Polentamehl, oder Oel für die Nachtlampe mit. Fräulein M. sagte mir, sie habe mehr als einmal gesehen wie eine Hausfrau sich ihren eigenen Antheil an der Suppe entzogen habe, um ihn einer bedürftigen Nachbarin zu bringen.

„Ich habe es selbst gethan," sagte sie — „ich weiß wie es sich empfindet."

Die Leute sind arm; die gesammte Bevölkerung beträgt der Zeit etwa 25,000 Seelen; aber ihre große Mäßigkeit läßt kein bitteres Gefühl der Armuth aufkommen. Polenta und Castanien sind die Hauptnahrung, und beide sind sehr schmackhaft. Die Polenta ist eine Art von Maissuppe mit Milch, oder auch mit Kaffee und Milch angemacht. Die Castanien werden getrocknet und geräuchert, und so halten sie sich das ganze Jahr. Fleisch wird sehr selten gegessen. An den Winterabenden vereinigen sich

mehrere Familien um eine Lampe, die man, um Holz zu ersparen, im Kuhstalle aufstellt. Hier sizen die Frauenzimmer und spinnen oder stricken, und die von der Tagesarbeit, nämlich dem Holzfällen und Holzspalten, müden Männer liegen ruhig auf dem Stroh und plaudern. Gelegentlich liest einer etwas vor. Die jungen Bursche gehen in diesen Zeiten von Haus zu Haus und sezen sich eine kleine Weile in die Spinnstuben, wo sie mit den jungen Mädchen Bekanntschaft machen. Manchmal jagt ein Trupp den andern hinaus, aber meistens geht Alles in guter Cameradschaft ab.

Wie in frühern Zeiten, wird dieses Völkchen von seinen Geistlichen und Aeltesten regiert. Ein Vorsizender und sein Rath wachen über die öconomische Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten. Verbrechen die eine gerichtliche Einschreitung nöthig machen, kommen selten vor. Heirathen sind häufig, und da das Land und die Unterhaltsmittel nicht im Verhältniß zur Bevölkerung zugenommen haben, so hat ein Theil derselben auszuwandern begonnen, besonders aus der Gemeinde San Giovanni. Bei Santa Fé in der argentinischen Republik hat eine kleine Waldensergemeinde sich niedergelassen und beginnt zu blühen; sie hat erst kürzlich vom Mutterlande einen Pastor verlangt. Das Vertrauen und die Liebe womit diese Leute ihrem Geistlichen anhängen, ist oft wahrhaft rührend.

Während meines Aufenthaltes dahier war ich Zeugin von drei Heirathen. Die erste gehörte zu derjenigen Classe die man, wie mir scheint, besser nicht dulden würde. Ein zerlumpter junger Seiden=

arbeiter [1]) heirathete ein schlampiges junges Mädchen das in derselben Fabrik arbeitete. „Das ist der Hunger der den Durst heirathet,“ sagte Frau Fierze. Das zweite Paar bestand aus einem reichen jungen Mann und einem Mädchen das er seit sieben Jahren geliebt hatte. Sie war indeß nicht im mindesten hübsch, eher das Gegentheil, galt aber für sehr brav und geschickt. Er schien ein ganz vortrefflicher Junge zu sein. Bei der Trauung wird der Braut zu zwei verschiedenen Malen Unterwürfigkeit gegen den Gatten anempfohlen. In der Schweiz wird diese Ermahnung, glaube ich, dreimal wiederholt. Ich möchte doch wissen ob sie etwas Gutes stiftet. Von der dritten Heirath habe ich bereits gesprochen.

Was das Glaubensbekenntniß der Waldenser betrifft, so ist es, seit eine große Pest ihr Ländchen heimgesucht und beinahe alle Geistlichen weggerafft hat, stark von der schweizerischen reformirten Kirche beeinflußt worden, von welcher die Waldensergemeinde nach dieser Zeit die Mehrzahl ihrer neuen Pastoren erhielt. Einige Gebräuche in ihrem Gottesdienst haben mir eigenthümlich geschienen, und ich habe mir sagen lassen daß sie seit undenklichen Zeiten bestehen. So beginnt z. B. der Gottesdienst mit Vorlesung der zehn Gebote. Der Geistliche fügt dann hinzu: „Im Angesicht dieser Darstellung dessen was wir sein sollen, laßt uns anerkennen was wir sind.“ Sodann folgt das Sündenbekenntniß, und

---

[1]) Die Seidenzucht gehört zu den Hauptbeschäftigungen dieser Thäler. Ein Engländer, Herr Fierze, der mit einer Schwester des Herrn Cobden verheirathet ist, hat im Lucernathal eine große Seidenfabrik angelegt.

zwar von der Art daß man es dem Geistlichen von ganzem Herzen nachsprechen kann.

Die Taufformel ist hier eine der vernünftigsten die ich noch kennen gelernt habe. Das Kind wird so zu sagen Christo gegeben. Die Kirche empfängt es an Christi statt und fragt den Vater und die Pathen ob sie versprechen wollen über das Kind zu wachen, so daß es in den Lehren Christi unterrichtet und erzogen werde. Der Vater und die Pathen antworten Ja, worauf der Priester sagt: „Gott gebe euch Gnade um euer Versprechen zu erfüllen!" Sodann tauft er das Kind im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Bei der Confirmation sagt der Priester: „Diese jungen Christen sind jezt erschienen, um offen und mit voller Kenntniß die Versprechungen zu bestätigen die man bei ihrer Taufe gegeben hat, damit sie sich hinfort erfreuen u. s. w." Ein anderer eigenthümlicher Gebrauch in dieser Kirche ist die religiöse Ceremonie womit die Aeltesten zu ihrem Amt, theils als Friedensrichter theils als Religionslehrer, eingesegnet werden. Jeder Geistliche einer Gemeinde hat einen Rath von fünf oder sechs Aeltesten oder Barben um sich. Diese werden auf Lebenszeit gewählt und bleiben in ihrem Amt so lange sie dessen nicht unwürdig sind; sonst können sie abgesezt werden.

In der Nähe der Hauptstraße durch das Lucernathal, nicht weit von La Torre, steht eine hübsche neue Kirche mit ihren Thürmen um welche Tausende von Schwalben lustig flattern. Ueber der Thüre dieser Kirche prangt in goldenen Buchstaben der Spruch: „Das ist ewiges Leben, dich, den allein

wahren Gott, zu kennen und Jesum Christum, den du gesandt hast." Dieß ist die lezte Kirche die in den Thälern der Waldenser gebaut worden. Sie faßt ungefähr tausend Personen. Ich habe sie am Sonntag meistens gefüllt gesehen, und zwar schlagen die Männer bedeutend vor, was ich noch in keiner andern Kirche bemerkte. Die Leute sind gut, aber einfach gekleidet; die Frauenzimmer alle in weißen Hauben mit gestärktem oder gekräuseltem vorstehendem Rande, was den alten gut läßt, den jungen aber ein altes Ansehen gibt. Die Gesichter sind wohlgebildet, die Züge fein, aber mehr der französische als italienische Character; die Augen dunkel und tief; der Ausdruck mild, aber ernst. Diese Gemeinde weicht in ihrem Aeußern und in ihrem Benehmen stark von den Catholiken ab, deren Gottesdienst ich heute angewohnt habe. Hier waren Mantillen und Blumen. Einige waren zerlumpt, im Ganzen wenig Ernst zu bemerken. Der Priester trug ein schönes buntes Costüm und predigte über das sechste Gebot. Ich verstand nicht viel von seinem italienischen Patois, doch konnte ich so viel entnehmen daß er nach pittoresken Effecten haschte und daß die donne ernstlich anfangen sollten zu beichten. Die Zuhörerschaft war offenbar mehr belustigt als erbaut. Sie brach mehr als einmal in unwillkürliches Gelächter aus. Das Verhältniß zwischen Catholiken und Waldensern ist kein feindseliges mehr; die beiderseitigen Geistlichen sind zum Theil mit einander befreundet. Die lezte Verschwörung welche ein Theil der catholischen Bevölkerung gegen die Evangelischen angezettelt hatte, wurde von einem

catholischen Priester vereitelt. In La Torre ist die catholische Parthei klein und beschränkt ihre Kundgebungen darauf daß sie gelegentlich das eine oder andere Heiligenbild auf dem Markte herumträgt. Die Waldenser sehen ohne Verachtung, aber mit vollständiger Gleichgiltigkeit zu.

Während meiner, manchmal sogar nächtlichen, Streifereien in den Thälern hörte ich einmal eine melancholisch liebliche Ballade mit langen Schlußcadenzen, wie in unsern nordischen Volksliedern, singen. Man hat mir gesagt, dieß seien Klagelieder, und man singe sie in den Thälern schon seit den Zeiten der Verfolgung. Mehr als einmal habe ich diese Lieder mit einer sehr rührenden Kraft des Ausdrucks aus den Tiefen der Thäler aufsteigen gehört. Heute auf einem Besuch bei den Abkömmlingen Arnaud's, die jezt ein schönes Gut auf der Höhe bewohnen wo früher der Thurm des Feindes gestanden, bekam ich zwei dieser Lieder von zwei jungen Mädchen zu hören die man zu diesem Behufe hereinrief.

„An den Winterabenden wenn wir allein sind," erzählte Frau Peyrot, die Tochter von Arnaud's Enkel, „lasse ich mir von Margarethe einige dieser Lieder vorsingen, denn sie kennt deren viele sehr characteristische." Aber Margarethe war jezt schüchtern und wollte ohne die Milchmagd Susanna nicht singen. Susanna, ein kräftiges und sehr hübsches Mädchen, wird hereingerufen, und nachdem sie sich eine kleine Weile mit Margarethe berathschlagt, sangen sie mit ausgezeichnet reinen und schönen Stimme eine Ballade von einem Gefangenen der wegen seines Glaubens

zum Tode verurtheilt worden. Er war im Thurm eingekerkert. Der Frühling kam: an den Bäumen schlugen die Blätter aus; der Veilchenduft stieg in die Höhe empor; man hörte den Gesang der Nachtigall, aber er ist im Begriff zu sterben. Jeder Vers begann mit einer reizenden Beschreibung des Lebens und der Schönheit des Frühlings, und endete mit den Worten: „Und ich muß sterben gehn."

Eine andere Ballade beschrieb den Jammer welchen die Verfolgung in den Thälern verursachte. Der Landmann sieht seine Felder niedergetreten, seine Wallnuß- und Castanienbäume verbrannt — wie kann er seine Steuern bezahlen? Dieses Klagelied war voller Kraft, einfach und sehr bitter; es hatte lange hinsterbende Cadenzen, denen in unsern nordischen Volksliedern ähnlich, aber noch melancholischer als diese. Es wundert mich daß noch Niemand Text und Musik dieser Klagelieder der Waldenser aufgezeichnet hat. Sie sind eine herzergreifende Erinnerung an die tragische Geschichte der Thäler.

Arnaud's junge Nachkommen zeigten mir Reliquien welche die Familie mit heiliger Verehrung aufbewahrt: den silbernen Becher des Ahnherrn womit er beim Abendmahl den Wein reichte; sein Bild, sein Siegel u. s. w. Das älteste der jungen Mädchen hatte in ihren hübschen Zügen Aehnlichkeit mit ihm. Frau Peyrots Großvater, der alte Arnaud und lezte männliche Sprosse seines Namens, ist ein hübscher alter Mann mit schneeweißen Haaren; er nimmt sich schön aus in der blühenden Enkelschaar. Der Hügel von welchem herab in alten Zeiten die friedlichen

Thäler verbrannt und verödet wurden, ist jezt rundum mit Reben und Feigenbäumen bepflanzt. Glattes, wohlgenährtes Vieh kommt von der Arbeit oder der Waide im Thale auf den Hof zurück.

Nach einmonatlichem Aufenthalt in diesen Thälern bin ich jezt im Begriff sie zu verlassen. Ich habe hier großen Genuß gehabt, sowohl an der Natur als den Menschen. Die Familien Pellegrini, Malan und Peyrot, wie auch Frau Fierze, Cobdens liebenswürdige Schwester, haben meinen Besuch verschönt; Herr Meille und Fräulein Appia haben ihn genußreich und belehrend gemacht. Wie manchen lieblichen Abend habe ich nicht mit dieser talentvollen Dame und ihrer ausgewählten Schaar von jungen Mädchen zugebracht! Ihr verdankte ich auch die Bekanntschaft mit zwei ausgezeichneten Männern und Aeltesten des Thales, Barba David und Barba Odin Barthelemi. Wir besuchten diese Barben in ihren Wohnungen. Beide gehören zu den sogenannten Pietisten des Thales, weil sie religiöse Versammlungen unter sich halten, seit zwei evangelische Geistliche aus Frankreich, Neff und Blanc, hier gepredigt haben. Dennoch haben sie sich nicht von der Kirche der Waldenser getrennt. Barba Davids Frau war durch eine lange Zehrkrankheit ins Bett gebannt, und Louise Appia erlaubte drei von den jungen Mädchen die uns begleiteten ihr geistliche Lieder vorzusingen. Die Kranke stimmte mit friedlichem aber strahlendem Ausdruck ein. Das Haus war ausgezeichnet sauber und in Ordnung gehalten, aber alle Fenster waren von Papier, so daß zwar das nöthige Licht zugelassen, aber alle Aussicht abgesperrt war. Glasfenster

sind ein seltener Luxus in den Thälern. Der Tisch wurde gedeckt und man tractirte uns mit Castanien und Most. Einige arme Knaben wurden im Hause des Barba David erzogen, und seine Tochter war ihre Lehrerin; diese Kinder wurden mit Mitteln erhalten welche der junge Herr Appia beschafft hatte. Beide Barben geleiteten uns nach La Torre zurück. Barba David konnte nicht genug die Wege Gottes bewundern und preisen, der es gefügt daß zwei Personen von so entlegenen Ländern und verschiedenen Völkern, wie er und ich, im Stande waren einander sogleich bei der ersten Begegnung als Bruder und Schwester zu erkennen und in derselben Wahrheit und in derselben Hoffnung sich zu erfreuen. Das Herz dieses Mannes schien mir überzufließen von Dankbarkeit gegen Gott und von innerem Drang ihn zu preisen. Barba Odin war auch ein klarer Denker. Auf meine Frage ob sie als Waldenser sich lieber evangelische Catholiken oder Protestanten nennen würden, antwortete er: „Evangelische Catholiken. Das Wort Protestant will nicht viel heißen. Man muß evangelisch sein."

Barba David erzählte, vor einigen Jahren sei ein junger italienischer Catholik in die Thäler gekommen und habe nicht bloß durch seine außerordentlich hübsche Person, sondern noch mehr durch die Inbrunst und Beredsamkeit womit er sich in Gebeten und Segnungen über das Volk ergossen, große Aufmerksamkeit erregt. Kein Wort des Streites, keine polemische Anspielung kam über die Lippen des jungen Predigers, sondern nur Worte des Gebets zu Gott und der Liebe zu den Menschen. So er-

schien er in einigen Waldensergemeinden, und dann verschwand er, ohne daß Jemand wußte woher er kam oder wohin er ging. Auch war sein Name nie bekannt geworden. Von Person und Stimme glich er einem Engel. „Und doch war er ein Catholik!“ fügte Barba David nachdenklich und gleichsam in stiller Verwunderung hinzu, als er uns voll Rührung von dieser Erscheinung des jungen Mannes erzählte.

Wie vollkommen konnte ich mit Louise Appia übereinstimmen als sie sagte: „Wir sprechen davon Italien zum Evangelium zu bekehren, aber wissen wir denn in der That wie viel Macht Italien in sich selbst hat uns zu einer echt evangelischen Gesinnung zu bekehren?“

Italien zum Evangelium bekehren! Ach! Bevor die protestantische Kirche — die waldensische mit eingeschlossen — dieß thun kann, muß sie selbst evangelischer werden. Die bittern Streitigkeiten die lange Zeit zwischen einigen der Lehrer in diesen Thälern, einerseits Vertretern einer gesunden Orthodoxie, andererseits eines allzu laxen Rationalismus, stattgefunden haben, Streitigkeiten welche jede lebensfähige Kirche bis zu einem gewissen Grade durchmachen muß, beweisen sehr deutlich die Nothwendigkeit einer andern Glaubens- oder Lehrformel als die schon vor mehr als dreihundert Jahren aufgesezte ist; sie beweisen vor allem Andern die Nothwendigkeit eines tieferen Bewußtseins von der eigentlichen Bedeutung und dem Zwecke eines Glaubensbekenntnisses.

Auch das gefällt mir daß, während die meisten Leute in den Thälern für oder gegen die Kämpfenden Partei nehmen — der neueste Streitgegenstand ist nämlich die von der Synode ausgesprochene Aus-

schließung eines jungen Predigtamtscandidaten, weil er die angenommene Glaubensformel nicht in allen Einzelnheiten beschwören konnte — Louise Appia, ihr Bruder und einige der Barben sich von dem Streit zurückziehen und nicht einmal davon sprechen, sondern allein durch Wort und That für Gottes Reich weiter arbeiten. An diese Arbeiter schließt sich Herr Meille an in seinen schönen evangelischen Predigten, in seinem Kinderunterricht und in seiner religiösen Zeitschrift: La buona novella, die an die Stelle des früheren Echo des vallées getreten ist. Ich kenne mehr als einen Catholiken der durch die buona novella zur evangelischen Kirche herübergebracht worden ist. Die Waldenser Kirche thut unendlich viel für Italien, als Beweis für das Licht welches sie durch die Verbreitung der heiligen Schrift besizt, und das sowohl in Piemont als in Toscana im Zunehmen begriffen ist, und zwar ganz besonders wegen ihres wahrhaft evangelischen Christenthums. Der Beweis des Lebens und des Characters steht über allen andern. Die evangelische Lehre von der Gnade hat keinen höheren, und der Verstand fordert ihn um sein Licht daran anzuzünden.

Turin, 19. October.

Ich verließ die Thäler mitten unter Regen und Kälte; in Regen und Kälte kam ich hier an, und in Regen und Kälte size ich jezt hier. Aber ich habe ein gutes Quartier in der Pension suisse, und das Allerbeste ist daß ich, troz einer ermüdenden Reise durch ein sehr wenig besuchtes, zwischen dem Thal von San Martino und Turin gelegenes Land, mich vollkommen wohl befinde.

Lange Stunden im heftigen Regen zu Fuß zu wandern, bei Nacht in kalten Quartieren in elenden Städtchen anzukommen, wo der Schmuz über alle Beschreibung geht, und wo man statt des Thees eine Art von giftigem Apothekerdecoct bekommt, überdieß noch auf alle Arten begaunert wird — das kann dem Reisenden jeden Augenblick widerfahren, und er muß es für all das Gute und Schöne was ihm seine Reise sonst bietet mit in den Kauf nehmen. Man muß Gott danken wenn man mit Leben, Gesundheit und Gepäck davon kommt, und dieß ist mein Fall.

Mein erster Ausflug in Turin, wenn das Wetter überhaupt einen solchen gestattete, waren die Ufer des Po. Der große Fluß ergoß seine trüben, breiten, schmuzig braunen Wasser in langen Windungen zwischen grünen Ufern. Von Regengüssen und von kleinen Flüssen angeschwollen, ist er in diesem Augenblick gefährlich. Ein Familienvater der heute früh auf einem kleinen Boot nach seinem Landhaus fahren wollte ertrank, weil sein Fahrzeug durch die Heftigkeit des Stromes an die Brücke getrieben wurde und umschlug.

Von dieser Brücke aus, die mit ihren sieben Bogen zwischen der eigentlichen Stadt und der Vorstadt Collina liegt, ist die Aussicht wahrhaft prachtvoll. Fern gegen Nordwest erhebt sich die spize Kuppel des Monte Viso, einer Riesenartischoke ähnlich, vor einer Kette der schneebedeckten Alpen, an deren Fuß Piemont liegt, wie schon der Name ausweist, und die Italien von dem übrigen Europa trennen. Der Po, der seine Quelle im Schooß des Monte Viso hat, sieht jezt wie ein düsterer, gräulicher Tyrann

aus, aber seine Ufer sind lieblich. Auf den grünen Höhen der Collina schimmern weiße Paläste, Landhäuser und Kirchen, und vor allen die pantheonartige Kirche Gran madre di Dio, die Carl Albert erbaut hat. Bewaldete Gärten umgeben die weißen Gebäude. Weiter im Süden erhebt sich die Superga mit einem Kloster und dem Familienmausoleum der Fürsten von Savoyen, 2500 Fuß über der Meeresfläche, wie man sagt, das größte Gebäude das je in solcher Höhe aufgeführt worden, ein colossales Ex voto, dem Herrn der Heerschaaren im Jahr 1706 von dem König Victor Amadäus von Sardinien errichtet, zum Andenken an den Sieg den er in diesem Jahr über eine französische Armee errungen. Carl Albert ruht hier; er starb 1849 nach einem unruhigen Leben. In einer größern Entfernung unter der Höhe der Superga sieht man die Vereinigung der Dora Riparia mit dem Po, der jezt mit majestätischer Stärke über die Ebenen Piemonts und der Lombardei hineilt. Der Po hat die Würde und das Ansehen eines großen Flusses. Dieser Punkt auf der großen Brücke ist der schönste den ich in der Stadt Turin gesehen habe, welche mir nur wenig architectonisches Interesse darzubieten scheint und Etwas von der langweiligen Regelmäßigkeit der americanischen Städte hat. Die Straßen kreuzen sich nach allen Richtungen hin in rechten Winkeln. Man sieht überall hübsche Häuser und äußern Wohlstand. Die Bettler ducken sich verschämt im Zwielicht. Gendarmen ziehen stets durch die Straßen, welche breit und steif, zahlreich und lang sind.

Man hat mir gesagt, Turin sei keine vollkommene

italienische Stadt und das Leben darin sei nicht vollkommen italienisch. Dennoch sieht man barhäuptige und barfüßige Mönche durch die Straßen wandeln, wie auch eine Menge Priester mit breiten Hüten und dünnen Beinen. Da und dort sieht man ein kleines Mädchen mit Castagnetten in einem Kreis von Zuschauern Cachucha tanzen, und ein anderer Kreis hat sich um eine Sängerin gesammelt die sich sehr keck gegen die Umstehenden benimmt. Das Leben zeigt sich in grell contrastirenden Formen und scheut sich nicht so an den Tag zu treten. Dieß ist die Art der südlichen Völker. Aber abgesehen von der Frage wie viel oder wie wenig von dem theatralischen Leben Italiens in Turin zu finden ist, will ich von dem auszeichnenden und besondern Leben reden welches Turin und Piemont überhaupt gegenwärtig besizen, und was dem übrigen Italien fremd ist, von dem Leben mittelst dessen der Staat am Fuße der Alpen das Haupt Italiens, sein Gesezgeber, sein Prophet, vielleicht sein Josua geworden ist. Ich will von dem jungen Freiheitsleben in Piemont sprechen, von den Männern die es hervorgerufen haben, und von denjenigen die jezt seine Entwicklung leiten.

Gleich bei meiner Ankunft in Turin traf ich einen Ausdruck dieses Lebens in einem Volkscalender der in jedem Buchladen zu sehen war, und auf dessen Titelseite unter dem Banner Sardiniens und Savoyens die Worte standen: La legge è eguale per tutti (Das Gesez ist für Alle gleich!). Sie bezogen sich auf den lezten Sieg welchen die constitutionell-liberale Partei erfochten hatte durch die Abschaffung eines besondern Gerichtshofs für die Prie-

sterschaft, die nunmehr, wie alle andern Bürger, einem bürgerlichen Gericht unterstellt wurde. Ein großer Sieg in Piemont, das ein gänzlich priesterlich-catholisches Land ist, und die liberale Partei von Turin hat zur Erinnerung daran auf einem der Hauptpläze der Stadt einen hübschen Obelisk errichtet.

Wie und woher kommt der Frühlingswind der in gewissen Zeitabschnitten die Herzen der Menschen und Völker zu einem Bewußtsein neuer Kraft für die Erlangung neuer Ziele und einer neuen Zukunft weckt? Kommt er, wie der Lenz selbst, aus einer innern göttlichen Ordnung und Nothwendigkeit der Erde zu? Oder kommt er in Folge des Gebrauches welchen freie Geister von den Gottesgaben Licht und Willenskraft, im Einklang mit der auffordernden Stimme Gottes, gemacht haben? Ich glaube das Leztere. Denn die Frühlingszeit der Erde weckt immer dieselben Blumen und dieselben Vogelgesänge, die in derselben Reihefolge wieder ersterben und zurückkehren. Die Frühlingszeit der Menschheit dagegen kommt immer mit etwas Neuem, etwas Schönem oder Gutem was noch bei keiner frühern Veranlassung vorhanden war; und wenn wir die Lebensalter der Nationen betrachten, so sehen wir daß die Bildung gleichsam spiralförmig aufwärts steigt. In der Erkenntniß dieser Lage ist etwas sehr Befriedigendes. Sie flößt den Wunsch zu leben und zu arbeiten ein.

Was ist menschliche Bildung? Das ist die Frage. Ist sie eine Zunahme an Glanz, wie man sie bei vielen orientalischen Staaten, bei Griechenland und einigen der spätern italienischen Republiken erlebt hat? Nein, dann hätten wir für unsere Zukunft nicht

viel zu hoffen; denn wir können nicht erwarten glänzendere Erfolge, größere Männer, Krieger, Gesezgeber, Denker, edlere Thaten oder schönere Werke der Kunst hervorzubringen, und die Völker und Staaten in denen sie hervorgebracht werden, sind nichts destoweniger nach kurzer Blüthe in Verwirrung und Wahnsinn dahingegangen oder in geistige Ohnmacht versunken. Was sind wir? — Was haben wir? — Was wünschen wir mehr als sie? Müssen wir nicht bewundernd zu diesen Kunstwerken aufschauen, dergleichen wir nicht in Stand zu bringen vermögen, den Pyramiden, dem Parthenon, der Odyssee, dem Pantheon, der Trajanssäule, der göttlichen Comödie, den Schöpfungen eines Raphael und Michel Angelo? Laßt uns mit demüthiger Freude es sagen, denn das Verdienst ist nur in geringem Grade unser — wir haben und wünschen jedoch etwas Höheres, etwas mehr. Was? — Ich will Piemont und den Genius des jungen Italiens antworten lassen.

Das ganze gebildete Europa und America kennt die „Prigioni“ von Silvio Pellico und die herzzerreißenden Biographien der Gefangenen vom Spielberg. Auch das sanfteste Herz kann sich bei dieser Lectüre eines Gefühls der Rache und des Hasses gegen Oesterreich nicht erwehren. Als die Kerker der italienischen Gefangenen sich endlich öffneten, da zeugten ihre Bekenntnisse vor der Welt von dem heiligen Feuer welches in den Herzen der italienischen Jugend für Italiens Freiheit und Unabhängigkeit brannte und lange Zeit — aber wie unterirdisch — gebrannt hatte. Sie zeugten von dem was geheime Gesellschaften und Verbindungen seit dem Ende des

lezten Jahrhunderts in Italien gearbeitet hatten. Sie zeugten auch davon daß der Wunsch der jungen Patrioten nicht bloß auf die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft abzielte, sondern daß sie von der Einheit Italiens und einem Ideal seines Lebens träumten das sie noch nicht klar verstanden, dem sie noch keine Form und keinen Namen zu geben wußten, dem aber ihre Herzen mit edlem Verlangen entgegenpochten. Der Revolutionsversuch in Piemont und der Lombardei im Jahr 1821 enthüllte zuerst das geheime, heilige Feuer. Oesterreich dämpfte den Ausbruch bald. Seine Urheber wurden hingerichtet, verbannt oder in finstere Kerker geworfen. Unter diesen lezteren befand sich der sanftherzige lorbeergekrönte junge Dichter der Francisca von Rimini, Silvio Pellico.

An diesem revolutionären Versuch betheiligten sich zwei junge Männer die später mit sehr verschiedenen Gaben und Mitteln und auf sehr verschiedenen Wegen an der Fortsezung des damals unglücklichen und noch wenig verstandenen Befreiungswerkes zusammen arbeiten sollten. Dieß waren der Priester Vincenz Gioberti und der Prinz von Savoyen-Carignan, Carl Albert. Beide waren Piemontesen. Ich erwähne sie hier ganz besonders, weil sie unter allen ihren Zeitgenossen den größten Einfluß auf das spätere Schicksal Piemonts und Italiens ausgeübt haben, der erste durch seine Schriften, der lezte durch seine Thaten, beide durch ihren Character und ihre Gesinnung.

Ich will zuerst von Carl Albert sprechen, weil ich das Leben und die Gemüthsart dieses Fürsten

mit genauer Sorgfalt geprüft habe. Ich glaube darin eine Aufklärung der Frage gefunden zu haben warum Piemont aus dem unglücklichen italienischen Freiheitskampf in den Jahren 1848 und 1849 noch immer so glücklich davonkam. Ich habe auch von Leuten die ihn genau kannten, sowohl hier als in der Schweiz, viel über ihn gehört. Aber die Erklärung die ich suchte fand ich weniger in ihm selbst, als in den Umständen und Personen deren Werkzeug er wurde.

Seine Sympathien waren im Jahr 1821 vollkommen aufrichtig, aber von unbestimmtem Character — mehr die Eingebungen eines warmen und nicht ungroßmüthigen Herzens als das Ergebniß von Einsicht und Ueberzeugung. Er hatte den größten Theil seiner Jugend in Paris, Genf und vielen der größeren europäischen Städte, den Sammelpläzen der liberalen Meinungen und ihrer talentvollsten Vertreter, zugebracht. Er liebte die Gesellschaft von Künstlern und Literaten. Bei seiner Rückkehr schloß er sich an junge Enthusiasten für liberale Meinungen an. Er war selbst jung, ehrgeizig, eitel, offen für Einflüsse. Die Aussicht auf den sardinischen Thron war damals noch ungewiß. Er ließ sich leicht zu dem Streben bereden der Fürst eines großen, freien Reiches Italien zu werden. Der Versuch wurde im Keim erstickt, und Carl Albert rettete sich dadurch daß er seine Freunde im Stich ließ und sich an Carl Felix, damaligen König von Piemont, und an sein despotisches Regierungssystem anschloß.

Als er 1831 den Thron Piemonts bestieg, zeigte er zuerst gleichsam eine Spur seiner frühern Sympathie

in einigen kleinen Reformen; aber bald trat er als der entschiedenste Gegner der Freiheit auf und vereinigte sich mit der reactionärsten Partei der Jesuiten und Aristocraten. Er verfolgte die Freunde der Reform, warf sie ins Gefängniß oder verbannte sie; selbst der edle Gioberti mußte ins Exil wandern.

Nachdem diese düstere Tendenz im Jahr 1833 bei Carl Albert ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, tritt eine andere Phase seines Characters ein, die wieder mehr an seine Jugendjahre erinnert, aber jezt gereifter erscheint; und von dieser Bahn wich er nie mehr gänzlich ab, obschon sein inneres Leben ein fortgesezter Kampf zwischen den Jesuiten und den Freiheitsfreunden oder zwischen dem Jesuitismus und dem Gewissen geblieben zu sein scheint.

War es ein Rückschlag seines Gewissens, seines besseren Selbst, oder that er es in den Absichten des immer zunehmenden Liberalismus der öffentlichen Meinung in Piemont und zugleich aus angeborner Eitelkeit, vermöge welcher er bei jeder Bewegung der Erste sein wollte, gewiß ist daß Carl Albert nach den düstern Ereignissen von 1833 den Pfad dieser freisinnigen Reformatoren zu betreten anfing. Er verbesserte die Geseze, regelte die Verwaltung, förderte Kunst und Wissenschaft, gewährte seinem Volk verschiedene Freiheiten die es wünschte, und umgab sich mit einem Ministerium von freisinnigen und ausgezeichneten Männern, worunter die Gebrüder d'Azeglio waren.

Ein an sich unbedeutender Streit über Zollsachen brachte Piemont damals in Feindschaft mit seinem alten Gegner Oesterreich; der Hader wurde mit jedem

Jahr bitterer und nahm zulezt große Verhältnisse an. Carl Albert ergriff dabei immer offener die Partei Piemonts und Italiens. Dieß machte ihn in hohem Grade beliebt. Man begann von Krieg mit Oesterreich zu reden, und ein Privatbrief des Königs wurde veröffentlicht worin er schrieb: „Wenn die Vorsehung uns einen Befreiungskrieg schickt, so werde ich mit meinen beiden Söhnen zu Pferde steigen und mich an die Spize desselben stellen.“

Aber in diesem Augenblick verlangte Italien vor allen Dingen innere Reformen, freiere Verfassungen, und die Ansprüche waren zahlreich und mannigfach. Aber da erhob sich eine Stimme die Alle zu einem einzigen Chore vereinigte, da sie den unbewußten Wünschen Aller die Worte verlieh welche die Meisten nicht zu finden wußten. Es war der verbannte Gioberti, der in seinem Werke über das moralische und bürgerliche Primat Italiens (Primato morale e civile d'Italia) das rechte Wort aussprach. Dieses neue Primat sollte keine Militärherrschaft sein wie bei den alten Römern, keine Herrschaft der schönen Künste wie in dem mittelalterlichen Italien; nein, es sollte vor allen Dingen eine Suprematie menschlicher Gesittung, Schönheit und Ordnung sein, wobei Italien als ein Verein freier Staaten, als ein Muster unter den Völkern der Erde auftreten und unter einem geistlichen Primas (dem Papste) das Reich Gottes auf Erden darstellen sollte. Die Mittel zu dieser neuen Bildung wurden mit einem Tact und einem geistigen Einblick der in Italien selten, wenn auch noch immer von Irrthum nicht frei ist, und mit Klarheit und Mäßigung ausgesonnen. Der Styl und die Diction

des Werkes verkündeten den vollendetsten Meister, oft den gottbegeisterten Seher. Das reinste Herz, die glühendste Vaterlandsliebe athmete aus jeder Seite. Das Werk — zwei dicke Bände — wurde in allen Staaten Italiens, mit Ausnahme Piemonts, verboten. Carl Albert nahm es mit Freuden auf und gestattete seine freie Verbreitung in seinem Reiche. Von da aus verbreitete es sich, troz des Verbotes, in allen Theilen Italiens. Die Begeisterung die es hervorrief geht über alle Beschreibung. Jezt zum erstenmal bemerkte das aufwärts strebende junge Italien was es wünschte, was es sein sollte und sein konnte. Denn es glaubte zuverlässig und fest daß diese schöne Vision der Zukunft sich verwirklichen ließe. L'Italia farà da se (Italien wird sich selbst helfen) wurde der Lieblingsausdruck des jungen Italiens.

„Christliche Nationen können sinken, aber sie können nicht sterben!" sagte Gioberti. Das junge Italien fühlte sich voll von einem kräftigen, neuerwachten Leben. Es begrüßte Gioberti als seinen geistigen Erwecker, und als er, aus der Verbannung zurückgerufen, seinen heimathlichen Boden betrat, wurde er wie im Triumph unter einstimmigem Enthusiasmus des Volkes von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz geführt. Der altrömische Boden hat nie einen edleren Triumph gesehen: er wurde vom Geist und vom Wort gefeiert.

Der Geist und das Wort sezen noch jezt in Italien selbst sein Werk fort. Zahllose Schriften, kleine und große, brachten Variationen über Gioberti's Thema. Die bedeutendste und einflußreichste unter ihnen war das Werk des Grafen Cäsar Balbo:

Speranze d'Italia. Dieser dicke Band wurde zuerst in Paris, hernach in Florenz, Turin und Neapel gedruckt und erlebte in wenigen Jahren fünf Auflagen. Cäsar Balbo, gleichfalls ein Piemontese von alter aristocratischer Familie, der Freund constitutioneller Freiheit und der Freund Gioberti's, aber ein vollkommen unabhängiger Denker, weihte ihm sein Buch und lehrte das Publicum erst recht verstehen, wie Gioberti in seinem Werk sich selbst von den blinden Verehrern und Schmeichlern Italiens trennte, die mit großartigen Phrasen Alles abgethan glauben. Er gehörte nicht zu denen die sich damit begnügten Italien als die Wiederherstellerin aller Bildung und Civilisation, als die Entdeckerin Ostasiens und Americas, als die Mutter der großen Römer sowie eines Gregor VII., eines Marco Polo, Dante, Raphael, Michel Angelo, Columbus, Vico, Galilei und Volta auszuposaunen, jeden Tag irgend einen unbekannten großen Mann auszugraben und die Gestade, die Gefilde, die Cultur, die Fürsten, Priester, Bevölkerungen und Regierungen sammt und sonders zu preisen, überdieß die Luft, das Clima, die Lage, ein wahres Paradies; so daß offenbar Alles gut ist und die Bevölkerung nichts Anderes zu thun hat und nichts Anderes zu unternehmen braucht, als sich des Lebens zu freuen.

Balbo kann nicht streng genug diese falschen Propheten verdammen welche „den Trägen Behagen bereiten, die Lasterhaften aufmuntern, dem seligen Nichtsthun und dem noch schlimmeren Bösesthun das Wort reden. Ganz anders ist Gioberti! Zeigt er auch nicht immer so viel männliche Kraft wie Dante und Alfieri, so besteht doch sein großes Verdienst

darin daß er mit bewunderungswürdiger Weisheit und Beredsamkeit von der Zukunft des Vaterlands gesprochen hat, von welcher in andern Ländern so viel und in unserm eigenen so wenig gesagt worden; daß er in so offener und großartiger Weise, und mit mehr Mäßigung als irgend einer seiner Vorgänger, davon gesprochen, und zwar, obschon Priester und Philosoph, weit practischer davon gesprochen hat als die practischen Männer und Geschichtschreiber die mit unsicheren Händen den gefährlichen Gegenstand berührten. Dieß machte sein Buch zu mehr als einem Buch; es ist eine That die dem Vaterlande nichts anders als nüzen kann. Der Gegenstand ist jezt eingeleitet; Andere werden folgen, critisirend, verbessernd, ergänzend. Ich bin bloß einer von denen die in Gioberti's Fußstapfen treten — Gott gebe daß es ihrer viele seien!"

Balbo stimmt mit Gioberti in Bezug auf das sittliche Ideal wie auch in der Frage über eine italienische Conföderation, sowie Natur und Geschichte sie vorzeichnen [1]), überein, trennt sich aber in andern Fragen von ihm. Obgleich aufrichtig der catholischen Kirche zugethan, will er den Papst nicht als Präsidenten des neuen Italiens und legt ein ausschließliches Gewicht auf Italiens Unabhängigkeit von allen fremden Mächten; in diesen zwei Punkten sieht er

---

[1]) Diese Staaten sind nach Gioberti Großgriechenland oder das neapolitanische Königreich; Latium oder Rom; Etrurien oder Toscana; Ligurien oder Piemont, Insubrien oder die Lombardei. Die kleineren Staaten und Mächte Italiens müssen in diese fünf größeren einverleibt werden.

die Bedingungen unter welchen seine innere Unabhängigkeit wieder hergestellt werden kann.

Die Werke Gioberti's und Balbo's, sämmtlich begierig aufgenommen von dem italienischen Publicum, entwickelten diese Gesichtspunkte. Der erste sprach als Priester, der leztere als Laie; aber beide waren gleich aufrichtige Freunde der italienischen Freiheit und Entwickelung. Gioberti war, obschon catholischer Priester, entschiedener Gegner der Jesuiten.

Eine großartige literarische Bewegung entstand im nördlichen Italien, das eine Literatur hervorbrachte welche ich die politisch-patriotische nennen möchte. Man kann sagen, sie habe schon mit dem Piemontesen Alfieri begonnen, der seinen Tragödien den großherzigen Haß welchen sein gewaltiger Geist gegen allen, zumal fremden Druck hegte, und seine Liebe zu republicanischen Tugenden eingoß. Gleichzeitig mit Alfieri, d. h. zu Ende des lezten und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, schrieb Botta, gleichfalls ein Piemontese, seine Geschichte Italiens und erweckte dadurch eine neue Liebe für das Land, neues Interesse für sein Schicksal. Seine lichtvolle und zugleich glühende Darstellung hat dieses Werk im besten Sinn des Wortes zu einem populären gemacht.

Nach Gioberti's Primat und Balbo's Hoffnungen Italiens erhob sich eine Legion junger Schriftsteller als Kämpfer für die Freiheit ihres Landes. Tragödien und Romane wetteiferten mit einander in Hervorrufung der großen Erinnerungen und Lobpreisung der Tugenden Italiens. Azeglio, Niccolini, Guerrazzi stehen in dieser Beziehung hoch unter

den Autoren der Jeztzeit. Manzoni's weltberühmtes Werk: Die Verlobten, ist ein herrlicher Roman, kann aber nicht zu der eigentlichen vaterländischen Freiheitsliteratur gerechnet werden, von der ich jezt spreche. Viele Poeten und Prosaiker schloßen sich den Genannten an, und die Fürstin Belgiojoso, die durch ihren persönlichen Einfluß und Reichthum die patriotische Bewegung förderte, ließ ihre Werke in einer Zeitschrift in Paris drucken, weil die Censur das Erscheinen derselben in den italienischen Staaten verhinderte.

Die Stunde kam wo diese Blüthen im Reiche des Wortes und des Geistes ihre Früchte tragen sollten. Jezt ereignete sich ein Umstand der sie schnell, leider nur allzu schnell, reifen machen sollte.

Es war im Jahr 1843 als Gioberti's Primat Italiens erschien und seine Runde auf der Halbinsel machte. 1847 starb Gregor XVI, und das Conclave versammelte sich um einen neuen Primas für die catholische Welt zu wählen.

„Wenn der Teufel die Cardinäle inspirirt," soll Cardinal Micara zum Abbé Lambruschini gesagt haben, „so wird einer von uns gewählt; aber wenn der heilige Geist die Wahl lenkt, so wird der gute Mastai Feretti zum Papst gemacht."

Als bald darauf Cardinal Mastai Feretti unter dem Namen Pius IX. den päpstlichen Stuhl bestieg und seine Regierung mit rein liberalen Acten, einer großmüthigen Amnestie und der Ertheilung verschiedener Freiheiten begann die das Volk wünschte, da glaubte dieses wirklich, der heilige Geist habe die neue Wahl geleitet. Italien erblickte in Pius IX.

den geistlichen Primas und Befreier welchen Gioberti in seiner entzückten Vision geschaut hatte. Ganz Italien sang Hymnen auf Pius IX. Ausländer und Fürsten ließen ihn begrüßen; es war ein allgemeiner Jubel, die Glückwünsche und Festlichkeiten wollten kein Ende nehmen.

Pius IX. hatte die Erstlinge populärer Freiheit und einer freien Verfassung in seinen Staaten gegeben. Die weltlichen Staaten Italiens konnten nicht weniger thun, wenn ihre Völker es verlangten. Sie thaten es, und nun geschah was alle Welt weiß. Die gewährten Rechte wurden mit großen Freudenfesten gefeiert; dann kamen neue Forderungen, neue Zugeständnisse und neue Feste; hierauf wieder Mahnungen um Erfüllung der Versprechungen oder um neue Zugeständnisse; dann Hinausschiebung oder Verweigerung von Seiten der Fürsten, Geschrei von Seiten des Volkes und am Ende immer unfreundlichere Verhältnisse. Die liberale Partei theilte sich in zwei Lager, und in diesen waren viele Sectionen. Die Gemäßigten wünschten Reform und Freiheit, aber allmählig und mit Beibehaltung der Religion und Kirche. Unter den Ultraliberalen waren ebenfalls viele Schattirungen, aber ihre Schaar vergrößerte sich immer mehr unter der Fahne Mazzini's, die man, mit Recht oder Unrecht, die Fahne der rothen Republicaner nannte. Beide Parteien waren einig im Verlangen constitutioneller Freiheit für die Völker Italiens. Und sie verlangten dieselbe in Güte oder mit Gewalt. Die Fürsten gewährten Verfassungen, zum Theil gutwillig, zum größern Theil gezwungen. Wahnwiziger Jubel erfolgte. Am 11.

Februar 1848 wurde die neapolitanische Verfassung gewährt, oder vielmehr der Regierung abgezwungen. In Turin wurde die Verfassung am 4. März gegeben, in Rom am 14. März, in Florenz am 17. Am 18. März begann der Aufstand in Mailand, und am 19. zog Carl Albert die piemontesische Armee am Tessin zusammen. Am 23. erklärte der König des kleinen Piemont mit seinen fünfthalb Millionen Seelen, allein und ohne Bundesgenossen, dem mächtigen Kaiser von Oesterreich, dem Beherrscher von sechsunddreißig Millionen, den Krieg.

So standen im Frühjahr 1848 die Dinge in Italien.

Ich kehre jezt zu Carl Albert zurück. Der Aufstand in der Lombardei und das Geschrei von ganz Italien veranlaßte ihn den Befreiungskrieg zu eröffnen. Piemont besaß eine tapfere und wohlbewaffnete Armee. Jedermann wußte es. Ganz Italien flehte zu Piemont, es möchte sich an die Spize stellen, um das Land von Oesterreich zu befreien. Piemont that es ritterlich.

Carl Albert, der auf die prophetischen Mahnungen Gioberti's und Balbo's und beim Aufflammen Italiens für die Freiheit in jeder Gestalt dem Volke bereitwillig das Statut, d. h. eine Verfassung gegeben hatte, stellte sich aus freiem Antrieb an die Spize der piemontesischen Armee, die im Verein mit Hilfstruppen aus allen Staaten Italiens der Fremdherrschaft ein Ende machen sollte. Aber bei aller persönlichen Bravour war Carl Albert kein militärisches Genie, wie er selbst wußte. — Gleichwohl herrschte in diesem Augenblick überall Hoffnung und

Freude. König und Volk waren eins. Das Volk glaubte an seinen König, schwärmte für die Sache der Freiheit und hatte viel militärischen Geist. Graubärte griffen zu den Waffen, Knaben entsprangen von Haus, um gegen die Oesterreicher zu fechten, ganze Familien von Brüdern verließen ihre friedlichen Beschäftigungen, um sich unter das Banner von Piemont zu stellen.

Mit dieser tapfern Armee brach Carl Albert in die Lombardei ein und zog einige Zeit von Sieg zu Sieg. Oesterreich sandte ihm jedoch Radetzky entgegen, und der sechsundachtzigjährige Feldherr machte seinem Siegeslauf ein schnelles Ende. Dann kamen die eigenthümlichen Fehler wieder zum Vorschein, die in der Tiefe von Carl Alberts Character lagen und sich sein ganzes Leben hindurch gezeigt hatten. Sein Auftreten wurde bedenklich und unentschieden; er machte hie und da eine glänzende militärische Bewegung, führte sie aber nicht oder nur zur Hälfte aus; er zögerte wenn er handeln sollte; vielleicht mochte er auch, wie die Piemontesen versichern, schlecht unterstützt sein von den Truppen der andern Staaten, die zu verlangen schienen daß Piemont für sie alle fechten solle. Kurz und gut, troz der Bravour des Königs und der piemontesischen Armee, wie auch vieler schönen Waffenthaten von Seiten der ehrlichen Verbündeten, wurde aus dem Feldzug bald ein Rückzug, zuweilen sogar eine Flucht.

Im August 1848 sah sich Carl Albert zum Abschluß eines Waffenstillstandes genöthigt der für Piemont nichts weniger als ehrenvoll war.

Aber für die andern italienischen Staaten ge-

stalteten sich die Aussichten noch weit schlimmer. Nach wahren Freiheitsbacchanalien, bei denen von Mäßigung und Verstand nicht mehr viel die Rede war, folgte eine Zeit blutigen Kummers. Der Papst und die Monarchen, abgestoßen durch den Freiheitsrausch der Völker, sanken in den frühern Zustand zurück und stellten sich unter den Schuz der Kanonen Oesterreichs und Frankreichs. Neapel, Rom, Florenz, Mailand, Venedig wurden binnen wenigen Monaten genöthigt die Waffen niederzulegen und sich ihren frühern Beherrschern auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Beinahe auf alle Rechte und Freiheiten welche den Völkern verheißen oder von diesen selbst errungen worden, mußten sie jezt wieder verzichten. Die freien Verfassungen wurden zurückgenommen oder man sprach gar nicht mehr davon. „Die Völker könnten sich nicht selbst regieren; sie hätten es so eben bewiesen; sie müßten wieder wie früher beherrscht und gelenkt werden."

Die Freiheitsfreunde und Patrioten bluteten, wurden eingekerkert oder zerstreuten sich nach allen Seiten.

Nur in einem einzigen italienischen Staat, in Piemont, ging die liberale Bewegung nicht rückwärts. Carl Albert hatte seinem Volk eine Verfassung gegeben; er allein unter allen italienischen Fürsten nahm sein Geschenk nicht zurück. Während der Krieg tobte, während die Opposition ihn aufs bitterste bekämpfte, ließ er an seinem Statut nichts verändern. Piemont erhielt Preßfreiheit, Wahlfreiheit u. s. w. und jede constitutionelle Frage wurde von den freisinnigen Ministern in liberalem Geiste ausgelegt. Es ist wahr daß der edle Gioberti genöthigt war

sich in ein freiwilliges Exil zurückzuziehen, wo er bald darauf starb, und es ist auch wahr daß nicht selten die Rathschläge reactionärer Männer auf die Handlungen des Königs einwirkten, aber im Ganzen blieb er seinem eingeschlagenen Wege getreu, und die denkendsten Köpfe, die ausgezeichnetsten Männer Piemonts hielten mit Rath und That fest zu ihm.

Eine Plejade solcher Männer war um seinen Thron aufgewachsen, wie dieß immer zu gewissen Zeiten bei den Völkern geschieht welche die Vorsehung zu einem wichtigen Werke bestimmt hat. Cavour hatte, obschon noch sehr jung, bereits damals durch sein Benehmen als Deputirter, seine scharfe Einsicht und seine hervorragenden Talente die Aufmerksamkeit der Freunde des Landes auf sich gezogen, und mehr als Einer hatte vorausgesagt, dieser junge Mann würde einmal eine bedeutende Rolle in den Schicksalen Piemonts spielen.

Aber ich will jezt von Carl Albert sprechen.

Er hatte im Kriege mit Oesterreich vor der ganzen Welt Fiasco gemacht; das war bitter für seine Selbstliebe und für sein patriotisches Gefühl. Ehrgeiz, Racheburst, die Hoffnung auf Wiedereroberung seiner verlorenen Lorbeeren, zumal da der Feind jezt in einer andern Gegend, durch den Aufstand in Ungarn beunruhigt wurde, und der kriegerische Geist der in Piemont, besonders in seiner Armee vorherrschte, die sich schon wieder anschickte gegen den alten Feind zu fechten der sie kaum erst geschlagen, Alles das trieb Carl Albert den schmählichen Waffenstillstand plözlich zu brechen und mit einer Armee von 80,000 Mann in die Lombardei einzufallen.

Es war im März 1849. Aber Radetzky, der bewundernswürdige Greis, l'ammirabile vecchio, wie Cäsar Balbo und einige seiner Feinde in Italien ihn nannten, erschien bald wieder, trat durch eine kühne und rasche Bewegung Carl Albert entgegen und trieb ihn nach Novara zurück. Mit dem Tod im Herzen bereitete sich Carl Albert hier zu dem Kampfe dessen unglücklichen Erfolg er vorhersah. In drei Tagen war jezt der neue Feldzug zwischen Radetzky und Carl Albert zu Ende. Lezterer suchte in den langen Stunden auf dem Schlachtfelde den Tod — aber vergebens. Keine Kugel traf ihn; vergebens verrichteten er selbst und seine beiden braven jungen Söhne Wunder persönlicher Tapferkeit — die Schlacht ging verloren. Radetzky gewann sie ganz vollständig. Als die Dämmerung kam und dem Gemezel ein Ende machte, sammelte Carl Albert seine getreuen Anhänger um sich, übergab die Krone Piemonts seinem ältesten Sohne, Victor Emmanuel, befahl ihm das von ihm selbst gegebene Statut getreu zu vertheidigen und auszuführen, und nach diesem lezten auf dem Schlachtfelde eröffneten Testament reiste der König im Schatten der Nacht, bloß von zwei Personen begleitet, in ein freiwilliges Exil ab, um fern von dem Schauplaz seiner verlorenen Ehre und seiner Demüthigung sein müdes Haupt zu verbergen, zu beten und zu sterben.

Eine Erinnerung aus den Tagen seiner Jugend zog ihn nach den Lorbeerhainen von Oporto. Regierung und Volk von Portugal nahmen ihn ehrenvoll, sogar festlich auf. Aber der Stern seines Lebens war untergegangen; er wußte es und wünschte nur

noch zu sterben. Er war krank als er in Oporto ankam; er lebte da noch einige Monate unter Gebeten und strengen Bußübungen, und starb binnen Jahresfrist nach seiner Abdankung.

Aber der Stern der über seiner irdischen Laufbahn erloschen war, leuchtete jezt erst im höchsten Glanz über seinem Gedächtniß, und in diesem Augenblick prangt er vor seinem dankbaren Volke in einem Heiligenschein, während sein Kampf für die Freiheit und sein leztes ritterliches Benehmen ihn vor Europa in ein tragisch heroisches Licht stellen. Gleichwohl war er eben so wenig ein Heiliger als ein Held und ein großer Character. Er war ein Mann von edlen Regungen, aber inconsequent, schwach und voll von Widersprüchen. Nachdem er einmal den Pfad der Freiheit und Reform betreten und durch den Jubel seiner Freunde und Europa's darin bestärkt worden, konnte und wollte er nicht mehr davon abweichen. Aber in seinem Innern bestand er oft heiße Kämpfe zwischen den Jesuiten und den Freiheitsbestrebungen. Aufrichtige Frömmigkeit, zumal in seinen lezten Jahren, bewahrte ihn vor Verzweiflung, und seine ritterlichen Sympathien vor der Schmach einer erbärmlichen Stellung. Aber der Kampf war zu schwer für ihn; er untergrub seine leibliche und geistige Gesundheit; so wurde er vor der Zeit alt; er wußte daß er der Rolle welche der Drang und Sturm der Zeit ihm anwies nicht gewachsen war. Er wünschte das Rechte zu thun, er liebte das Gute, aber er wurde von Umständen geleitet. Er beherrschte sein Zeitalter nicht, sondern

ließ sich von ihm beherrschen. Die unharmonischen Widersprüche in seinem Innern spiegelten sich auch in seinem Aeußern ab. Er war hochgewachsen und wohl proportionirt, aber seiner Haltung fehlte die Festigkeit und Würde. Dieß bemerkte man sogar in dem vortrefflichen Gemälde das von dem französischen Künstler Vernet im Museum zu Turin von ihm vorhanden ist und ihn zu Pferd bei einer Revue darstellt. Die Augen sind groß und schön, haben aber einen fanatischen, wehmüthigen Blick; der untere Theil des Gesichtes ist vorspringend und nicht hübsch; das Kinn tritt zurück. Gleichwohl ist es eine nicht unbedeutende Figur — man könnte sie einnehmend nennen. Seine Unterhaltung, seine Stimme, seine freundlichen Manieren sollen einen unwiderstehlichen Zauber geübt haben. Aber derselbe Mann den er heute mit seiner Freundschaft bezaubert kann morgen einen Uriasbrief von ihm erhalten. Derselbe König der sich gegen Fremde so gewinnend zeigte war in seiner Familie oft düster und bis zur Härte streng gegen seine Kinder. Er wurde innig geliebt von einer Gemahlin, die er jedoch betrog. Nichtsdestoweniger war seine Frömmigkeit aufrichtig und nahm während seiner lezten Jahre einen immer tiefern Character an. Er betete viel, fastete oft und sein Bett war eine Capuzinerpritsche. Ich weiß nicht ob es wirklich so war, aber mir scheint es daß dieser Fürst mit seiner qualzerfressenen Seele mitten unter den Lorbeerhainen Oporto's vielleicht durch eine große, friedenbringende Erinnerung erfrischt wurde — durch die Erinnerung an den Augenblick wo er seinem bessern Selbst vollkommen getreu war — den Augen-

blick seiner Abdankung, wo er sich selbst zum Opfer gab um die Freiheit und Unabhängigkeit seines Volkes zu bewahren: denn durch diesen Act wurden sie gerettet.

Der junge neue König bat den alten General und Eroberer Radetzky um Frieden und erhielt denselben wie auch sein Königreich für die Summe von fünfzehn Millionen Franken. Radetzky schäzte an dem jungen Fürsten und seinem Volk die Tapferkeit wovon er während des Feldzugs Beweise gesehen hatte. Er scheute sich sie aufs Aeußerste zu treiben. Ueberdieß mußte er seine Truppen gegen Venedig führen, wo jezt der heldenmüthige Manin das Volk zum Freiheitskampfe aufgereizt hatte. Radetzky's Mäßigung und Milde verhinderte auch hier daß es zum Aeußersten kam, und dadurch blieb Venedig vorläufig für Oesterreich erhalten.

Und so hatte Italien wieder Frieden, einen Frieden der dem Königreich Piemont Leben, allen andern Provinzen aber den Tod gab. Doch nein! „Christliche Nationen können sinken, aber nicht sterben!" Italien ist nicht todt, es schläft bloß den Schlaf der Bewußtlosigkeit, der Müdigkeit, und wird inzwischen immer reifer zu einem neuen Erwachen. Man kann daran unmöglich zweifeln, besonders hier und in dieser Zeit wo in Piemont Alles das Leben des neuen Tages athmet und Alles bereit ist es mitzutheilen, aber auf eine andere Art als früher und mit einem höheren Bewußtsein von Freiheit und Recht.

Die edelsten Bürger und Freunde Italiens sind darin einig den Italienern selbst mehr noch als den fremden Waffen den unglücklichen Ausgang des

Freiheitskampfes von 1848 zuzuschreiben. Mangel an Einigkeit, Streitigkeiten zwischen den Staaten um Lappalien, um Vorrang, um die Hauptstadt, die Sprache u. s. w., während sie fest vereint dem gemeinschaftlichen Feind entgegenstehen mußten; die Bemühungen närrischer Volkstribunen um die Leidenschaften zu entflammen, Schwäche und Unbeständigkeit bei vielen, Verrath bei einigen — das waren die Ursachen die den feindlichen Truppen Italien öffneten. Viele der edelsten Söhne des Landes starben vor Kummer über den Ausgang des Kriegs. Aber viele beugten auch ihre Häupter unter der Züchtigung, während sie ihren Glauben an eine bessere Zukunft fest hielten.

„Sie wird, sie muß kommen," sagen sie; „aber Italien muß dafür reifen und es reift geistig mit jedem Tage mehr. Die nationale, die italienische Partei wird mit jedem Tag stärker unter dem Druck der fremden Macht und dem Hasse welchen dieselbe einflößt. Sie reift durch die Erinnerung an die früheren Fehler und bittern Conflicte, sowie durch den Vorgeschmack den sie einmal von der Freiheit gehabt hat. Sie ist in Blut getauft worden, aber sie muß so getauft werden daß wir sie und uns selbst recht verstehen lernen."

Niemand ist in der Aufdeckung der Fehler Italiens und im Tadel gegen seine blinden Schmeichler schärfer als der edle Graf Balbo; Niemand hegt aber auch glühendere Hoffnungen für die Zukunft. In seinem vortrefflichen Abriß der Geschichte Italiens, einem Buche das bereits zehn Auflagen erlebt hat, erwägt er daß aus dem Freiheitskampf

von 1848 eine neue Periode in der Geschichte Italiens und eine neue Entwicklung seines höhern Lebens hervorgegangen ist — „wenn Italien nur auf die Lehren seines Unglücks hören und aus seiner Demüthigung die Frucht der Selbstkenntniß sammeln will. Und so muß es sein. Sein höheres Bewußtsein ist erwacht und es kann nicht wieder sterben. Die Stunde — die Stunde der Wiederauferstehung muß früher oder später kommen.“ So spricht dieser edle Freund seines Landes, der noch vor kurzer Zeit die Geschichte dieses lezten Kampfes schrieb. Noch mit ermattetem Auge sah er im Geist eine glänzende Zukunft Italiens.

Es ist klar daß viel von dem Verhalten und Voranschreiten Piemonts abhängt. Sein sicherer Gang auf dem Pfad der gesezlich beschränkten Freiheit hat die Banditenfreiheit der Mazzinischen Partei großentheils vernichtet. Und sowohl die innere als äußere Macht Piemonts nimmt täglich zu, weil so viele ausgezeichnete Männer aus den unterjochten Staaten Italiens hieher fliehen und hier Schuz und einen Wirkungskreis finden, wodurch sie in den Stand gesezt werden für die italienische Freiheit zu arbeiten, während sie selbst ihr entgegenreifen. Piemont spielt in diesem Augenblick die Rolle des Helden im Drama — es hat eine große und gefahrvolle Sendung. Aber Gott schüzt es und will seinen Fortschritt; und deßhalb gibt er ihm einen ehrlichen, braven König wie Victor Emmanuel, und einen Staatsmann wie Cavour. Beide gestatteten dem Banner Italiens im Verein mit den Fahnen der Verbündeten auf den Schlachtfeldern der Krim, vor den Mauern Sebasto-

pols zu glänzen. Piemont hat diese Fahnen nicht umsonst geschwungen.

21. October.

Professor Melegari, einer von Piemonts verbannten, aber neuerdings zurückberufenen und allgemein geehrten Patrioten, für mich hier ein unschätzbarer Bekannter, stellte mich heute dem Grafen von Cavour vor, denn ich wollte Turin nicht verlassen ohne den Mann zu sehen der bei mir selbst und vielen meiner Landsleute, durch das was uns die Zeitungen von seinen Worten und Thaten hinterbrachten, die lebhafteste Sympathie erweckt hat.

Wir fuhren unter strömendem Regen vor das Ministerhotel, und auch so lang ich dort war regnete es unaufhörlich. Wir mußten durch verschiedene große, hübsche, mit seidenen Möbeln versehene Gemächer bevor wir zum Cabinet des Ministers kamen. Einige fremde Gesandte waren so eben weggegangen als wir eintraten. Cavour saß vor seinem Schreibtisch und hatte sein Gesicht der Thüre zugekehrt.

Man hatte mir gesagt daß sein Aeußeres nichts sehr Merkwürdiges habe, und eine junge englische Lady hatte mich sogar versichert, er erinnere sehr stark an Herrn Pickwick in Dickens berühmtem Roman. Auch gestehe ich daß er mich auf den ersten Blick mehr an einen rothbackigen englischen Landjunker der reitet und jagt, gute Mahlzeiten liebt, das ganze Leben leicht und heiter hinnimmt, als an einen hochbegabten Staatsmann gemahnte der mit sicherem Auge und fester Hand das Staatsschiff über die stürmische politische See hin nach dem bestimmten Hafen steuert.

Aber sehr bald wurde mir dieses Gesicht klar; und je genauer ich es während meiner ziemlich langen Besprechung mit Cavour studirte, um so bedeutender und anziehender erschien es mir. Die bisherigen Maler Cavours haben dieses Gesicht und den Character dieses Kopfes nicht verstanden. Er hat beinahe etwas Derbes, aber zu gleicher Zeit sehr Feines an sich. Das Gesicht ist frisch und zart, die Stirne prächtig, offen, mit Plaz für hohe und breite Ideen darin, der Blick des hellen blauen Auges ist klar, lebhaft und durchdringend, Nase und Mund erinnern mich an Napoleon den Großen, wie auch die Form seines Gesichtes. Sie haben seine Festigkeit und Zartheit der Umrisse. Im Muskelspiel um die Nase ist ein schalkhafter Ausdruck und das Lächeln hat die ganze Anmuth des Südens. Von Gestalt ist er nicht groß, aber kräftig und wohl gebaut, und hat etwas ungemein Gediegenes und Festes an sich. Sein Benehmen ist ruhig, ungezwungen, sehr gewinnend und verräth viel natürliche Selbstbeherrschung.

Cavour schien sich über die Mittheilung zu freuen daß auch in Schweden die Angelegenheiten Piemonts großes Interesse erregen, daß man somit seinen eigenen Worten und Handlungen viel Aufmerksamkeit schenke. Aus seinen Aeußerungen sah ich daß er mit unserer Regierungsform und Repräsentationsweise vollkommen vertraut ist; er schien darin eine schwerfällige Maschinerie zu finden. Auf meine Fragen in Bezug auf Piemont und seine Ansichten von der Zukunft des Landes antwortete er so einfach, so aufrichtig und freundlich, daß es mir großes Vergnügen machte. Er scheint mir mit vollständiger Klarheit und Sicher-

heit Piemont auf einen Pfad führen zu wollen von welchem keine Umkehr möglich ist, und offenbar scheut er zu diesem Zweck kein pecuniäres Opfer.

„Piemont," sagte er, „war lange Zeit wie ein Schiff das allzu dicht an den Felsen hinlief, so daß es den Wind nicht in seine Segel bekommen konnte, und dieses Hinderniß muß beseitigt werden."

Unter seinen Mitteln dazu erwähnte er das nunmehr begonnene Riesenwerk, die Tunnellirung des Mont Cenis, die einen raschen Verkehr zwischen Piemont und der socialen Cultur der entwickeltsten Städte Europa's eröffnen wird. Er schenkte mir ein Werk über dieß Unternehmen. Als ich meine Vermuthungen in Betreff der Folgen äußerte welche Piemonts freiheitliches Voranschreiten für das übrige Italien haben würde, war er damit einverstanden, sprach sich jedoch wie ein vorsichtiger General aus und sagte nicht zu viel.

Ich fragte ihn was in Piemont geschehen würde wenn die Kammern die Maßregeln des Ministeriums verwärfen.

„Dann," versezte er, „muß es abtreten. Aber," fügte er gleichsam halb in Gedanken hinzu, indem er eine Brieftasche auf den Tisch legte, „wenn das Ministerium auch aus dem einen oder andern Grund zum Rückzug gezwungen würde, so bin ich doch überzeugt daß das gegenwärtige System seinen Bestand hätte, und daß das neue Ministerium nicht umhin könnte es auszuführen."

Die Art und der Ton womit er dieß sagte, überzeugte mich daß Cavour seinen innersten Gedanken

ausſprach. Die Grundſäze wofür er arbeitete waren ihm die Hauptſache, nicht ſeine eigene Stellung.

Als ich ihm ſagte daß ich noch nie einen Staatsmann geſehen habe der die Laſt der Geſchäfte ſo leicht zu tragen ſcheine, antwortete er lächelnd:

„O das ſcheint nur ſo; aber im Hintergrund ſind viele Sorgen vorhanden, und es iſt nicht ſo leicht das heilige Feuer brennend zu erhalten.“

Und doch iſt der Schein hier nicht trügeriſch. Cavour füllt, wie ich von mehreren ſeiner Freunde gehört habe, ſeinen gerade jezt ſo ſchwierigen und wichtigen Poſten als Präſident des Miniſterraths und oberſter Leiter der Schickſale Piemonts mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit aus. Thatſache iſt daß er eine ſtaatsmänniſche Natur iſt und daß er ſein Geſchäft ausführt wie Mozart ſeine Symphonien und Fugen, und Raphael ſeine Gemälde, ohne ſein Gehirn abzumartern oder mit vielen Schwierigkeiten kämpfen zu müſſen. Er iſt in ſeinem Reich ein Genie und ein Künſtler wie dieſe Coriphäen. Aber ich will jezt meine Unterredung mit ihm oder vielmehr meine Erinnerungen daran zu Ende bringen.

Beim Abſchied legte ich ihm dringend ans Herz gerechtere Geſeze für die Frauen in Piemont einzuführen, die in Bezug auf das Erbrecht noch immer weit hinter den Männern zurückſtehen. Herr von Cavour lachte halb ſchalkhaft, als ob ich da gewiſſer Maßen aus esprit de corps ſpräche; dann aber redete er ernſtlich von den Schwierigkeiten die, beſonders unter einer ackerbauenden Bevölkerung, einem gleichen Erbrecht im Wege ſtänden, und von denen ich mich wundern mußte daß ein großer Staats-

mann sie zugab. Um so mehr freute es mich als er im Tone der Ueberzeugung hinzufügte: „Jedenfalls wird ein gleiches Erbrecht früher oder später unter uns Gesez werden. Es liegt im Geist und im Sinn unserer ganzen Gesezgebung, und überdieß ist es recht.“

Diese Worte erquickten mich aus dem Munde eines Staatsmannes und Gesezgebers. Ich verließ Cavour in der angenehmsten Stimmung über seine Worte und seinen Character.

„Welch eine hübsche Physiognomie!“ rief ich unwillkürlich Herrn Melegari zu, als ich die Wohnung des Ministers verließ und mich an meine vorgefaßten Begriffe beim Eintritt in dieselbe erinnerte.

„Nicht wahr?“ versezte er, und nun ergingen wir uns beide in Ausrufungen: „Welche Feinheit, welche Klarheit, welche Frische, welche Festigkeit!“

Ich habe von genaueren Bekannten Cavours gehört daß sein glückliches körperliches und geistiges Naturell ihn gleichwohl nicht vor einem jährlichen Anfall von Brustentzündung schüze der sich gewöhnlich am Ende der Kammersession einstelle. Er muß sich dann zu wiederholten Malen zur Ader lassen, und seine Freunde sind in großer Angst um ihn. Aber seine athletische Natur überwindet bald die gelegentliche Unpäßlichkeit, und seine natürliche Gutherzigkeit läßt keine Bitterkeit gegen politische Feinde bei ihm aufkommen.

„Sie machen sich durch Ihr ironisches Lächeln Feinde in den Kammern,“ sagte eines Tages ein Freund zu ihm; „man sieht deutlich daß Sie auf Ihre Gegner herabschauen.“

„Was wollen Sie?“ erwiderte Cavour; „es ist

stärker als ich; warum schwazen die Leute auch so dummes Zeug?"

Einmal hatte er ein Duell auszufechten, aber dieß geschah mit einem Manne der seine Ehre angegriffen hatte und die Anklage nicht zurücknehmen wollte bevor Kugeln gewechselt waren.

Cavour hatte als der Sohn eines höchst unpopulären Mannes große Schwierigkeit sich das öffentliche Vertrauen zu erwerben; Viele hielten es sogar für rein unmöglich und sagten von ihm, wenn dieser junge Mann nicht mit einer erdrückenden Last von Unpopularität zu kämpfen hätte, so wäre er der Mann dessen Piemont bedürfe. In der Zeitschrift il Risorgimento, mittelst welcher Graf Balbo und andere Patrioten Piemont zum rechten Verständniß gesezlicher Reform leiteten, zeigte Cavour zuerst seine ungewöhnlichen Talente, besonders in nationalöconomischen Fragen, seinen klaren Blick und seine logische Art zu denken und seine Gedanken auszuführen. Später erhob er sich in der Deputirtenkammer für die Abschaffung eines besonderen Gerichtsstandes für die Geistlichkeit, sowie für mehrere andere constitutionelle Reformen, und sprach mit einem Nachdruck welcher bald den Nebel der Unpopularität um den jungen Staatsmann zerstreute und ihn zu seiner vollen Anerkennung brachte. Das politische Avancement suchte ihn, nicht umgekehrt.

Der Marquis d'Azeglio war Präsident des Ministerraths, ein Posten der in Piemont die zwei Portefeuilles des Auswärtigen und der Finanzen vereinigte. Er traute Cavour mehr Fähigkeit für diese wichtigen Geschäfte zu als sich selbst und beschloß da-

her zu seinen Gunsten zurückzutreten. Er ging also in die Kammer und sprach selbst für Cavour. Als er nun seinen Zweck erreicht hatte und nach Hause zurückkam, ließ er Cavour in seinem Wagen zum Frühstück abholen, um der Erste zu sein der ihm seine Erhebung ankündigte. Dieß geschah im Jahr 1851.

Von dieser Zeit an war Cavour beständig der Leiter des piemontesischen Cabinets, und man sagt er habe sich ganz unentbehrlich gemacht. Er schreitet beharrlich auf dem Pfade freisinniger Reform voran, und es verdient als Eigenthümlichkeit bemerkt zu werden daß Cavour seit den ersten Anfängen seiner politischen Laufbahn stets denselben Grundsäzen treu geblieben ist. Dieselben politischen Ansichten in Bezug auf innere und äußere Angelegenheiten die er als junger Autor verfocht, vertritt er noch jezt als erster Minister. Als er darauf bestand daß die Verfassung ohne allen Verzug gegeben werden solle, sagte einer seiner Freunde zu ihm:

„Vor einiger Zeit sprachen Sie davon sie in zehn Jahren zu geben, wenn Piemont reifer dafür geworden wäre."

„Es muß jezt geschehen," versezte Cavour, „sonst wächst uns die Revolution über den Kopf."

Das ritterliche Verfahren das Piemont einschlug, als es, um die Revolution in der Lombardei zu unterstüzen, Oesterreich den Krieg erklärte, hat Cavour seitdem mit unerschrockenem Geist und festem Blick, wenn auch häufig ohne Siegesgewißheit, eingehalten. Als im Frühjahr 1849 der Frieden mit Oesterreich wieder gebrochen wurde, sagte Cavour zu Jemand

der ihm die Unvorsichtigkeit und Gefährlichkeit dieses Schrittes vorhielt:

„Wir müssen das Spiel wagen, wenn wir unsere Selbstachtung retten wollen. Fallen wir auf dem Schlachtfeld, so geschieht es im Blut unserer Feinde, und unsere Ehre ist gewahrt.“

Oesterreich und andere europäische Mächte bestritten Italien das Recht auf eine nationale Fahne. Aber Piemont hatte die Tricolore angenommen welche Italien im Revolutionsjahr 1848 aufgepflanzt, und da diese Fahne an den Siegen der verbündeten Mächte im Krimkriege theilgenommen, so hatte Niemand mehr der italienischen Flagge das Recht streitig zu machen gewagt unter denen der unabhängigen Nationen zu flattern. Als später beim Pariser Congreß Cavour als Vertreter Sardiniens erschien, hielt man es für wahrscheinlich daß man ihm das Stimmrecht und den Rang der Vertreter der Großmächte verweigern würde. Cavour gab darauf zu verstehen daß er in diesem Fall den Congreß verlassen und von Paris abreisen würde. Dieß wurde nicht gewünscht, und der würdige Vertreter des kleinen Sardiniens saß und stimmte mit den gleichen Rechten wie die übrigen.

Dieselbe heroische Politik hatte Cavour veranlaßt die Eröffnung der unterirdischen Eisenbahnverbindung im Mont Cenis durchzusezen und das Werk im Namen des Staates zu unternehmen, damit er die Ausführung in seiner Gewalt hätte, wie auch zu diesem Behuf alle Mittel der Kunst und Wissenschaft in Bewegung zu sezen.

„Wir sagen,“ bemerkte er mit einem leichten Lä-

cheln gegen einen Freund, „daß es in acht oder zehn Jahren fertig sein wird; aber es kann auch zwölf Jahre und noch mehr anstehen, wenn nur das Ding geschieht und diese große Arterie zwischen Italien und dem übrigen Europa in Stand gebracht wird."

Dieses großartige, für Krieg und Frieden gleich wichtige Unternehmen hat Piemont in eine sehr bedeutende Staatsschuld gestürzt, und, sagte neulich ein großer Bankier in Genua, Herr Delarue, bei dieser Gelegenheit, „es wäre allerdings besser wenn es nicht so wäre; aber Piemont ist jezt so gut wie England in der Lage seine eigene Staatsschuld zu tragen, und es schreitet vorwärts, während die Mittel zu ihrer Bezahlung vorbereitet werden."

Die Eisenbahn durch den Mont Cenis ist eines von diesen Mitteln — eine große Verschreibung, die aber sicherlich auch auf großartige Weise honorirt wird.

In den lezten Jahren sagten mehrere Personen zu Cavour: „Sollten Sie nicht pausiren oder langsamer vorangehen?" Darauf antwortete er: „Ich habe einen vierspännigen Wagen bergabwärts zu führen. Wenn wir die Ebene erreicht haben und wieder aufwärts zu fahren beginnen, dann will ich langsam fahren."

Cavour hatte es während seines Voranschreitens immer mit vielen Feinden zu thun gehabt. Sie bringen in den Kammern gelegentlich die schlimmsten Anklagen gegen ihn vor; aber sie beunruhigen ihn sehr wenig. Er hört sie ruhig an, bald mit einem sardonischen Lächeln, bald mit einem so gutmüthigen Ausdruck, daß seine Gegner entwaffnet werden müßten, wenn irgend Etwas im Stande wäre Parteihaß,

zumal in Italien, zu entwaffnen. Aber wie dem auch sein mag, Cavour bleibt immer gleich ruhig. Man kann ihn auf den Promenaden sorglos pfeifend und mit seinem Stock spielend einherschlendern sehen — er grüßt seine Bekannten freundlich und mit einer Miene als ob er in der Welt nichts zu thun hätte als auszugehen und um sich zu schauen. So soll ein Staatsmann sein, wenn er kann. Die Arbeit war, sagt man, stets sein Vergnügen und ist jezt seine einzige Freude. Selbst die Verläumdung war nie im Stand seine Moralität oder seinen Character anzugreifen. Seine Freunde sprechen mit Wärme von seiner Herzensgüte. Seine Gegner haben seinen Haß niemals empfunden.

23. October.

Lezten Sonntag hatte ich das Vergnügen in der schönen neuen Waldenserkirche dahier das Evangelium für Groß und Klein verkündigen zu hören: Morgens für die Kinder der Sonntagsschule, Nachmittags für das allgemeine Publicum, beide Male von Herrn Meille, und zwar in der italienischen Sprache, welche mir ausdrücklich geschaffen scheint um das Schönste und Innigste im Leben zu verdolmetschen. Der Gottesdienst wurde ein wenig durch die Catholiken gestört, die in der Kirche umhergingen und neugierig zusahen was es da gab. Ein alter Mann ging um die Kanzel herum und betrachtete diese nebst dem Prediger wie wenn er ein fremdes Thier vor sich hätte. Noch vor Kurzem wurden unter der niedrigen catholischen Bevölkerung in Piemont die albernsten Geschichten über die Waldenser in Umlauf

gesezt, und man meinte ihr Glaube stehe in gar keiner Verbindung mit dem Christenthum. Erst nach der Emancipation von 1848 und seit die Waldenser Geistlichen frei predigen und taufen, wie auch ihre Todten offen unter den Catholiken begraben durften, haben diese mit Erstaunen zu bemerken angefangen daß die Waldenser, wie sie selbst, an Gott, an den Heiland und an den heiligen Geist glauben. Und das Vorurtheil nimmt täglich ab. Die heilige Schrift, besonders die Evangelien und Episteln, die daher auch abgesondert gedruckt werden, kommen in Piemont und den Nachbarstaaten immer mehr in Umlauf. In den meisten Städten Piemonts wie auch Toscanas haben sich kleine Gesellschaften gebildet die gewöhnlich zur Lectüre, zur Betrachtung und zur Absingung geistlicher Lieder zusammenkommen. Ich erfuhr dieß heute von einem Italiener, Herrn R., einem Waldenser, der während der Zeit der Verfolgung mehrere Monate wegen seines Glaubens gefangen gesessen. Ein italienischer Edelmann, Herr von Santis, ehemals ein catholischer Priester, jezt ordinirter waldensischer Geistlicher, steht an der Spize einer besondern Abtheilung dieser Kirche, welche den Laien einige der priesterlichen Verrichtungen überträgt.

Es hatte während meines Aufenthaltes dahier so unaufhörlich geregnet, daß ich auf viele Ausflüge und auch auf manche Bekanntschaften die mir sonst schäzenswerth gewesen wären verzichten mußte. Die zwei lezten Tage jedoch waren leidlich, und ich habe mich da in Gesellschaft zweier junger Norweger, die ich als Brüder und Freunde betrachten konnte, etwas in der Stadt umgesehen. Das Museum mit vielen

guten Gemälden aus der alten und neuen Schule, wie auch das königliche Zeughaus haben mir Freude gemacht. Eine pittoreskere und besser geordnete Sammlung von alten Waffen und Ritterrüstungen zu Pferd und zu Fuß wird sich nicht wohl finden lassen.

Ein Erziehungsinstitut das ich zu meinem Bedauern nicht gesehen habe ist dasjenige das ein armes junges Mädchen, Rosa Govona, im Verein mit ihren gleichfalls armen jungen Freundinnen, aus ihren gemeinsamen Ersparnissen für bedürftige Mädchen gegründet hat. Es heißt das Asyl delle Rosine und zählt jezt vierhundert Mädchen die darin eine gute Erziehung erhalten. Ein anderes vortreffliches Institut, das Albergo reale di virtu, 1851 von Victor Emmanuel gegründet, bildet Zöglinge für alle Gewerbe. Die Wohlthätigkeitsanstalten von Turin sollen in den lezten Jahren bedeutende Verbesserungen erfahren haben und jezt vortrefflich verwaltet werden.

Mehr als einmal bin ich während meiner Streifereien durch die Straßen Turins vor den Buchläden stehen geblieben, um ein Gesicht von mütterlicher, beinahe himmlischer Milde des Ausdrucks zu betrachten. Es ist das Bild der unlängst verstorbenen Königin, der Gattin Victor Emmanuels und Mutter seiner fünf Kinder. Sie war, wie man mich versichert hat, so liebreich und gut wie sie auf dem Portrait aussieht; sie blickt sanft auf die Erde, an deren Vergnügungen sie wegen ihrer delicaten Gesundheit keinen Theil nehmen konnte. Der König liebte sie

zärtlich und fürchtete sie zugleich, sagt man, wie erhabene Tugend und Reinheit zuweilen von den weniger Vollkommenen gefürchtet werden. Sie war ein Engel von Barmherzigkeit, und ihr frühes Hinscheiden wurde in Piemont als ein öffentliches Unglück betrachtet. Im vorigen Winter, als sie in Turin krank wurde und starb, versagte sich das Volk alle Vergnügungen. Der Kummer der königlichen Familie wurde allgemein getheilt.

Victor Emmanuel ist derzeit einer der populärsten und geliebtesten Monarchen Europas. Er thut was er versprochen hat, ist tapfer, gutmüthig und hält treu an der Verfassung. Sein Bild stellt ihn als Bonvivant dar, und vielleicht geschieht ihm damit kein Unrecht. Er soll seine Verwunderung darüber geäußert haben daß sein Vater die Verfassung so lange nicht gegeben. Er für seinen Theil findet es im höchsten Grade behaglich und zuträglich constitutioneller Monarch zu sein. Er braucht sich nicht als verantwortlich für das zu betrachten was im Staate vorgeht, denn es fällt Alles auf die Minister. Man sagt, von den drei Söhnen des Königs sei der älteste ein höchst begabter und hoffnungsvoller junger Mann. Prinzessin Clotilde, jezt 13 Jahre alt, soll ihrer Mutter gleichen.

In einem parkähnlichen Hain zu Turin steht eine schöne weiße Marmorstatue, einen ältlichen Mann darstellend der wie im ruhigen Gespräche dasizt. Das Gesicht ist edel und regelmäßig, die hohe Stirn verräth den Denker. Es ist Graf Cäsar Balbo, der edle piemontesische Aristocrat und Freiheitsfreund von dem ich bereits gesprochen habe. Er versammelte in sei-

nem Hause gerne die hoffnungsvollen jungen Männer von Piemont um sich, und viele von ihnen verdanken seinen Gesprächen so wie seinen Schriften ihre Einsicht in die Natur echt constitutioneller Freiheit, wie auch ihre Bekanntschaft mit höhern Anschauungen in Betreff der Mittel womit ein edles und selbstbewußtes Volksleben sich erringen läßt. Noch vor zwei Jahren lebte und lehrte er in Turin, umgeben von zahlreichen Freunden und Schülern.

Eine Notabilität anderer Art — ich bitte um Entschuldigung für den großen Sprung — muß ich vor meiner Abreise pflichtgemäß noch erwähnen, weil dieser Staatsbürger mir großes Vergnügen machte. Er heißt Grizzini und ist eine Brodart, lang und dünn wie Weidenzweige, die in ganz Piemont in großen Quantitäten verzehrt wird. Obschon dieses ausgezeichnet delicate Brod, wie man versichert, nur aus dem gewöhnlichen Teig von Weizenmehl und Wasser besteht, der ellenlang gezogen wird, so gelingt doch die Fabrication nirgends als in Piemont; man hat sie an allen möglichen Orten versucht, aber vergebens. Napoleon der Große, dem dieses Brod sehr mundete, ließ Bäcker, Mehl und sogar Wasser von Piemont nach Paris bringen, aber der eigensinnige Grizzini wollte sich dem Beherrscher Frankreichs und Italiens nicht beugen, und dieser mußte den Versuch aufgeben. Er bleibt in Piemont und gedeiht sonst nirgends. Die Leute sagen es liege in der Luft. Inzwischen will ich einige Grizzini nach Schweden mitnehmen.

Am 24. October.

Ein herrlicher Tag zu guter Lezt und so glänzend, so schön und sonnig als gäbe es in der ganzen Welt keine Wolke.

Nachmittags bestieg ich mit Herrn Meille und meinen zwei jungen Landsleuten den Capucinerhügel auf der andern Seite des Po; die Aussicht vom Gipfel ist wunderschön. Im Norden die große Alpenkette mit dem Monte Viso als Hauptfigur, und weiterhin der Monte Rosa, der Montblanc und Simplon, die mit ihrer schneeweißen Krone hervorschauen, eine Wache von Eisriesen um die grünen, fruchtbaren Ebenen Piemonts her, wo die Seide gesponnen wird und die Orange reift. Halbwegs zwischen Nord und West öffnet sich das romantische und historisch berühmte Thal von Susa zwischen Hügeln, und geradenwegs mitten durch die Ebene windet sich der Po östlich gegen das adriatische Meer, eine Anzahl von Flüssen und Strömen in seinem Laufe aufnehmend. Ein ältlicher Mönch saß bei offenem Fenster im Capucinerkloster und las. Die Sonne beschien das hübsche weißlockige Haupt und gab ein friedliches Gemälde.

„Ich betrachte diese Mönche manchmal mit einem Gefühle des Neides," sagte Herr Meille mit seiner melodischen italienischen Stimme und seinem wehmüthigen Ausdruck. „Welch ein Genuß sich auf solche Art ohne alle Sorgen still den Studien widmen zu können!"

Aber das Leben eines christlichen Predigers des Evangeliums ist keine friedliche Sinecur; es ist ein

beständiges Predigen mit Leben und Lehre, ein wirkliches Nachfolgen in den Fußstapfen Christi.

Es war schön wie eine kleine Wolke welche den Gipfel des Monte Viso enthüllte, sich allmählig erhob und immer durchsichtiger wurde, bis sie gänzlich verschwand und die schön geformte Kuppel des Viso frei gegen den klaren Abendhimmel sich abhob. Nachdem wir vom Capucinerhügel herab den Sonnenuntergang betrachtet, gingen wir zurück und gegen die große Bergkette zu, während das Nachglühen allmählich herabkam und einen hellen Glanz über die Höhen breitete die wir so eben verlassen hatten.

Das Nachglühen, der zweite Glanz, oder vielmehr das neue Morgenroth, kommt es nicht jezt über Piemont herab? Was wünscht das junge Italien? Was sind die Ideen die im Geiste der edelsten Denker leben, und die Piemont zur Wirklichkeit zu machen bestrebt ist? Sind es nicht diejenigen die zur höchsten sittlichen Entwicklung aller edleren Nationen führen und die Bedingungen derselben ausmachen: die allgemeine Gleichheit vor dem Gesez, das Recht Aller auf Erziehung zu einem freien selbstbewußten Dasein, das Recht Aller auf Mitwirkung bei der Verfassung und den Gesezen wodurch sie regiert werden sollen? Aber noch über diesem Bewußtsein der Ansprüche Aller steht die Pflicht Aller das Wahre, Rechte und Gute im Staatsleben auszuführen, an der Herstellung der Gemeinschaft zusammenzuwirken, eine Stadt Gottes, eine heilige Priesterschaft, wie der Apostel sagt, mit einem Wort, ein Reich Gottes auf Erden aus ihr zu erbauen. So habe ich das gegenwärtige Freiheitsstreben in Ita-

lien verstanden. Gibt es noch ein höheres? Die Pyramiden, die Acropolis, das Pantheon, und die Staaten die dieß Alles durch die Arbeit von Sclaven hervorgebracht haben — sinken sie nicht zu bloßen Künsteleien herab im Vergleich mit diesem höchsten Kunstwerk einer freien Gemeinschaft, worin der Kleinste wie der Größte zur gleichen Freiheit, Güte und Glückseligkeit berufen ist, wo Einer für Alle lebt und Alle für Einen?

Ich verlange von Dir nicht, liebe L., daß Du an jedem Freiheitsruf, an jeder nationalen Bewegung die nicht von einer klaren Kenntniß des wahren Zweckes der Freiheit getragen ist, Theil nehmen sollst. Aber wenn wir ein Volk sehen das Freiheit und das Recht sucht sich selbst auf der Grundlage der reinsten und höchsten menschlichen Interessen aufzustellen, dann ist es mir klar daß dieses Volk im Begriffe steht über die Periode seiner Minderjährigkeit hinauszugehen und frei zu werden, wie Leute die ins Alter des Verstandes gekommen sind; und es würde mich schmerzen wenn Du nicht derselben Ansicht wärest, wenn Du zu dem höchsten und herrlichsten Rechte dieses Volks nicht Deine Stimme gäbest.

Piemont ist in diesem Augenblick ein Zeuge vor der Welt daß Italien seinen Wunsch erreichen kann. Piemont hat den ersten Schritt aus dem Reich des Idealen ins Gebiet der Wirklichkeit hinein gethan, wobei es indeß noch immer am Idealen festhält. Kann diese Bahn verfolgt werden ohne daß Italien mit dem alleinherrschenden Princip der römisch-catholischen Kirche, dem Princip eines Rechtes auf

Gewissen und Glauben der Menschen, in Widerstreit geräth? Ich denke nicht. Nein, der Catholicismus muß wiedergeboren, muß in der Quelle des Evangeliums regenerirt werden, wenn er das Religionsbekenntniß eines unabhängigen Volkes werden soll das politische und bürgerliche Freiheit besizt. Das ist mir klar und kann vielleicht mehr als Eine blutige Vergeltung über die Völker bringen welche die treuen Bekenner des Evangeliums Jahrhunderte lang mit Feuer und Schwert verfolgt haben. Piemont hat seine ersten Zeugen, die Waldenser befreit und als Kinder angenommen: es hat sich dadurch vielleicht volle Amnestie vom höchsten Richter erworben. Möge es so sein!

Ich kann jezt Turin mit gutem Gewissen verlassen. Ich habe den Monte Viso und Herrn von Cavour gesehen. Aber wie soll ich abreisen? das ist die Frage. Täglich kommen Nachrichten von Verheerungen durch die Fluten: Brücken werden weggeschwemmt, Eisenbahnen aufgerissen, beinahe aller Verkehr ist ungewiß; die Straße von Turin nach Genua soll nicht zu passiren sein, und gerade nach Genua dachte ich zu gehen. Man spricht davon daß diese Stadt mittelst eines Umwegs über Novara sich erreichen lasse, und das will ich versuchen. Meine junge Landsmännin, Jenny Lind, die den Winter mit mir in Rom zubringen will, erwartet mich schon allzu lange in Genua.

Ende des zweiten Bandes.

Das
belletristische Ausland.

Kabinetsbibliothek
der
classischen Romane aller Nationen.

Preis eines jeden Bändchens 2 Sgr. — 6 kr. rhein.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.

Bändch

Bremer, Streit und Friede, oder Scenen aus Norwegen
— Das Haus, oder Familiensorgen u. Familienfreuden
— Die Familie H. . . . .
— Ein Tagebuch . . . .
— In Dalekarlien . . . .
— Die Johannisreise . . . .
— Geschwisterleben . . . .
— Die Heimath in der neuen Welt 2
— Hertha. Geschichte einer Seele 1
— Vater und Tochter . . . .
— Reisebilder aus der Schweiz und Italien . . . 2
Cäsar Borgia, Roman v. Verfass. d. „Whitefriars" 1
Cecil, oder die Abenteuer eines Stutzers . . . .
Conscience, H., Das Wunderjahr 1566 . . . .
— Geschichte des Grafen Hugo von Craenhove und seines Freundes Abulfaragus . . . . . .
— Der Rekrut. Eine Dorfgeschichte . . . . .
— Der Geizhals . . . .
— Der Bauernkrieg . . . .
— Der Geldteufel . . . .
— Batavia . . . .
— Das Leid der Zeiten . . . .
— Der junge Doktor . . . .
— Simon Turcht . . . .
Cooper, Das Markus-Riff oder der Krater . . .
— Edward Myers, od. Erinner. a. d. Leben e. Seemanns
Crusenstolpe, Carl Johann und die Schweden . . 2
Darlem, Elisabeth v. Oesterreich, Königin v. Frankreich
Dash, Die blutige Marquise . . . .

Bände

Bändchen

Guerrazzi, Die Schlacht von Benevent 13
Jakob, Die Katakomben von Rom 4
Jungfrau v. Orleans, die, vom Verf. der „Whitefriars" 12
Izko, Marie die Spanierin, oder das Schlachtopfer eines Mönchs. Mit einem Vorwort von E. Sue 10
Kavanagh, J., Natalie 12
— Daisy Burns 11
Knorring, Der Käthner und seine Familie ꝛc. . . 7
— Skizzen 6
Kingston, Der Tscherkessen-Häuptling 9
König Karl XI. und seine Günstlinge. Hist. Roman 6
Kowalewski, Petersburg bei Tag und bei Nacht . 8
Lacroix, Die beiden Hofnarren. Histor. Roman . 5
Lamartine, A., Raphael. Eine Liebesgeschichte . . 3
Lee, Holme, Thorney-Hall 4
Lever, Bekenntnisse von Harry Lorrequer 8
— Jack Hinton, von der Garde 10
— Tom Burke 15
— Der St. Patriks-Abend 3
— O'Malley, der irische Dragoner 18
— O'Donoghue. Eine Erzählung aus Irland . . 10
— Arthur O'Leary, seine Fahrten u. Erfahrungen ꝛc. 9
— Die Nevilles von Garretstown 10
— Der Ritter von Gwynne 15
— Die Daltons oder drei Lebenswege 21
Manzoni, Die Verlobten 13
Maquet, Herzensschulden 7
— Die weiße Rose 8
Marryat, Reisen u. Abenteuer des Monsieur Violet 6

	Bändchen
uth, von der Verfasserin von Mary Barton . . .	10
and, G., Johanna	4
– Spiridion	4
– Consuelo	15
– Der Müller von Angibault	7
– Isidora und Teverino	4
– Gilberte. Roman	8
– Lucrezia Floriani und: der Teufelssumpf . . .	6
– Der Piccinino	9
– Bernhard	7
– Novellen	21
– Isolde	8
– Die kleine Fadette	3
– Schloß Oedenweiler	3
Selbst, Roman von dem Verfasser des „Cecil“ &c.	10
Scribe, Novellen	5
Slick, Das Leben in New=York	5
Smith, Licht= und Schattenseiten des Lebens	30
– Das Erbe oder die Lehren des Lebens	32
– Der Prätendent	16
– Die Abtei Carrow	20
– Milly Moyne	30
– Der Glückssoldat	14
– Sein und Schein	22
– Ebbe und Fluth	40
Soulie, Von Tag zu Tag	4
– Memoiren des Teufels	18
Stowe, Beecher, Onkel Tom's Hütte	11
Struensee oder Günstling und Königin	5

Bändch

Sue, Therese Dunoyer . . . .
— Der ewige Jude 2
— Die Fanatiker der Cevennen . . . .
— Martin, d. Findling, od. Denkw. e. Kammerdieners 2
— Die Verschwörung oder Ludwig XIV. und sein Hof
— Die sieben Todsünden 3
I. Abth.: Die Hoffahrt oder die Herzogin. Mit 1 Kupf. 11 Bdchn. II. Abth.: Der Neid. 7 Bdchn. III. Abth.: Der Zorn. 3 Bdchn. IV. Abth.: Die Unkeuschheit. 4 Bdchn. V. Abth.: Die Trägheit. 2 Bdchn. VI. Abth.: Der Geiz. 3 Bdchn. VII. Abth.: Die Schlemmerei. 2 Bdchn.
— Die Kinder der Liebe . . . .
— Geheimnisse des Volkes 4
— Die Prophezeiung 1
— Miß Marie, oder die Erzieherin . . . . . .
— Fernand Duplessis od. Denkwürdigk. e. Ehemannes . 1
— Die Marquise Cornelia d'Alfi . . . . . .
— Johanne und Louise . . . .
— Gilbert und Gilberte 1
— Die Familie Jouffroy 1
— Der Teufel als Arzt 1
— Die Familiensöhne 2
— Die Geheimnisse des Kopfkissens 2
Tautphoeus, Die Anfangsbuchstaben 1
Thackeray, Samuel Titmarsh . . . .
— Der Jahrmarkt des Lebens 1
— Pendennis 1
— Die Geschichte des Heinrich Esmond 1
— Die Newcomes 3
Thomson, Die weiße Maske . . . .
Tommaseo, Treue und Schönheit . . . . . .

In unserem Verlage sind ferner erschienen:

Emilie Flygare-Carlén's
sämmtliche Romane.

In sorgfältiger Uebertragung aus dem Schwedischen

Classiker-Ausgabe.

36 Bände (930 Bogen) eleg. broch.

Preis 30 Thlr. 26 Sgr. = 46 fl. 30 kr. rheinisch.

Die Sammlung enthält:

	fl.	kr.	Thl.	ng
Ein Jahr	1	12	—	2
Ein launenhaftes Weib. 2 Bde.	2	48	1	2
Das Fideicommiß. 2 Bde. .	2	18	1	1
Der Einsiedler auf der Johannisklippe. 3 Bde. . . .	3	15	2	
Gustav Lindorm	1	36	1	—
Die Milchbrüder	1	36	1	—
Die Braut auf dem Omberg .	—	45	—	1

	fl.	kr.	Thl.	ngr.
Waldemar Klein	—	36	—	12
Der Professor und seine Schützlinge	1	6	—	22
Der Stellvertreter	1	24	—	28
Die Kircheinweihung von Hamarby	1	42	1	4
Der Skjutsjunge	1	6	—	22
Kamerer Laßmann als Junggeselle	1	30	1	—
Der Jungferthurm. 3 Bde. .	3	36	2	12
Die Erkerstübchen	1	—	—	20
Eine Nacht am Bullarsee. 3 Bde.	4	—	2	20
Ein Handelshaus in den Scheeren. 3 Bde.	4	45	3	5
Paul Wärning	1	6	—	22
Die Rose von Tistelön. 2 Bde.	1	48	1	6
Ein Gerücht. 3 Bde.	3	36	2	12
Die Romanheldin	1	15	—	25
Der Vormund. 2 Bde. . . .	2	54	1	28
Die Familie im Thale . . .	—	30	—	10
Eine glückliche Parthie . . .	—	24	—	8
Binnen sechs Wochen . . .	—	27	—	9
Bis in den Tod	—	15	—	5

Jeder Roman wird einzeln verkauft.

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

5 Bde. Rthlr. 2. 24 Sgr. od. fl. 4. 12 kr.

Das Halsband der Königin.

3 Bde. Rthlr. 1. 18 Sgr. od. fl. 2. 24 kr.

Der Frauenkrieg.

2 Bde. Rthlr. 1. 2 Sgr. oder fl. 1. 36 kr.

Die Dame von Monsoreau.

3 Bde. Rthlr. 1. 18 Sgr. od. fl. 2. 24 kr.

Der Graf von Monte Christo.

6 Bde. Rthlr. 2. 28 Sgr. od. fl. 4. 24 kr.

Diese neue Ausgabe des berühmten Romantikers, die schönste nd billigste aller bis jetzt erschienenen Ausgaben, erscheint unnterbrochen fort.

Jeder Roman wird einzeln verkauft.

Beranger's sämmtliche Werke.

Deutsch

von

Ludwig Seeger.

Zweite verbesserte und reich vermehrte Auflage.

Mit dem Porträt Beranger's.

2 Bände von je 30 Bogen Schillerformat.

Rthlr. 3. oder fl. 5. — Fein gebunden Rthlr. 3. 10 Sgr. od. fl. 5. 36 kr.

Diese neue, mit der Biographie und dem Nachlaß des Dichters, sowie einer Charakteristik desselben und mit Erläuterungen bereicherte, fast um das Doppelte vermehrte Auflage ist die einzig vollständige Sammlung der Beranger'schen Werke. Die Kritik hat fast einstimmig diese Uebertragung für die beste von allen vorhandenen erklärt. „Es sind — heißt es in einer Recension — nicht Uebersetzungen, was wir hier vor uns haben, sondern treue und doch freie Nachdichtungen, vom Geiste des Originals durchweht, manche darunter von wunderbarem Reiz. Die Lieder sind durchgängig streng im Versmaß des Originals gehalten, was in Verbindung mit der überaus treuen Reproduktion der Gedanken von Strophe zu Strophe und der Leichtigkeit, dem Wohlklang, der Sangbarkeit der Verse von einer Meisterschaft in der Behandlung der Sprache zeugt.“ — Ludwig Uhland rühmt an der Bearbeitung „die ausdauernde Sorgfalt, mit der hier eine Aufgabe gelöst sei, deren besondere Schwierigkeit darin bestehe, einen Dichter wiederzugeben, dem eben die leichteste Bewegung eigenthümlich sei.“

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Bremer, Friederike

Reisebilder aus der Schweiz und Italien Von Friederike Bremer. Deutsch von G. Fink

Bd.: 2

Stuttgart 1861